1,50 DM / Band 119
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Weiße Magier

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Der Weiße Magier

John Sinclair Nr. 119

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 14.10.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Weiße Magier

Die Voodoo-Trommeln kündigten Unheil an! Dumpf hallte das Geräusch durch die Nacht, schwang über den dichten Urwald und ließ selbst die zahlreichen Tierstimmen verstummen. Aber auch die Menschen hörten das rhythmische Tam-Tam.

Und sie hatten Angst, bekreuzigten sich, flehten zu den Heiligen und verkrochen sich in ihre Hütten und Häuser. Der Voodoo-Zauber war da.

Dieser gräßliche Spuk, der Leichen aus den Gräbern holte und Menschen in willenlose Bündel der Angst verwandelte.

Voodoo – das war eine magische Hölle, ein gefährliches Dunkel, das kaum jemand erforscht hatte.

Zauber, Schwarze Magie, nur wenige beherrschten sie, aber diejenigen übten sich in ihrer Macht, weiteten sie aus und terrorisierten die Menschen.

Sie wollten die Angst, und sie schafften es immer wieder.

Auch Jorge hatte Angst. Todesangst. Sie schüttelte ihn durch wie das Sumpffieber, denn er wußte, daß die Trommeln nur seinetwegen angeschlagen worden waren.

Wie ein Häufchen Elend hockte er in der Nähe der Tür und konnte doch nicht hinaus. Er bereute es, in das Haus des Magiers gegangen zu sein, eine Mutprobe hatte es sein sollen, um Evita, seiner Verlobten, zu imponieren, doch die Mutprobe war zur Todesfalle geworden. Die Häscher hatten ihn erwischt, vor den Magier geschleift, und der hatte Jorge nur angeschaut.

Dann wurde er weggeschafft, doch er glaubte zu wissen, was der Magier, der auf den Namen Caligro hörte, vorhatte.

Mit Voodoo wollte er vernichten.

Durch eine Puppe.

Jorge zitterte. Er klapperte mit den Zähnen. Obwohl die Nacht heiß und schwül war, rann über seinen Körper ein Kälteschauer nach dem anderen.

Er dachte an Evita und daran, daß er sie und sie ihn für immer verloren hatte.

Tränen rannen über sein Gesicht, denn die Angst war nicht mehr zu kontrollieren.

Noch immer riefen die Trommeln.

Alle wußten Bescheid. Auch die Menschen aus seinem Dorf, denn wie Jorge kannten sie die Bedeutung der Trommeln.

Einer würde sterben.

Jemand aus ihrer Mitte, der die Gesetze nicht beachtet hatte. Als Warnung für die anderen würde man seinen Kopf…

Jorge durfte gar nicht daran denken, was Caligro mit den Köpfen seiner Opfer anstellte. Man sprach flüsternd darüber. Niemand wußte genau, ob es der Wahrheit entsprach, denn beweisen konnte man dem Magier nichts.

Caligro war der unumschränkte Herrscher der Insel. Er übte die Macht aus, und jeder tanzte nach seiner Pfeife. Es gab Menschen, die versucht hatten, ihn zu stellen.

Sie lebten nicht mehr…

Jorge war nicht gefesselt. Sie hatten ihn nur geschnappt und einfach im Dunkeln liegengelassen, und doch würde er es nie wagen, einen Fluchtversuch zu unternehmen.

Er würde nicht weit kommen, denn die Häscher des Magiers lauerten überall.

Die Trommeln sandten weiterhin ihre finstere Botschaft aus. Der

junge Mann horchte auf. Jetzt bereiteten sich die Voodoo-Tänzer vor, um den Totentanz zu zelebrieren.

Auch Evita wußte das. Wie es ihr wohl ging? Ob sie ahnte, was sie da mit ihrer Mutprobe angestellt hatte?

Plötzlich Stille.

Das Trommeln war verstummt.

Holten sie ihn jetzt?

Jorge blickte sich um, doch die Dunkelheit war zu stark. Er konnte sie nicht durchdringen.

Dann hörte er Schritte. Sandalen und nackte Füße klatschten auf dem Steinboden. Irgendwo flackerte ein Licht, es wurde größer.

Schatten fielen über die glatten Steinwände, malten die Körper der Häscher als zuckende, bizarre Monster nach.

Dann standen sie vor ihm.

Jorge schaute hoch.

Die beiden hielten Fackeln in den Fäusten. Er sah ihre muskulösen Körper, die im Lichtschein seltsam ölig glänzten, dann die Gesichter, grell angemalt, Fratzen des Wahnsinns.

Jorges Angst steigerte sich noch mehr. Er versuchte zurückzukriechen, doch da war nichts mehr, wo er sich hätte verstecken können.

Mit dem Rücken stieß er gegen die Wand.

Zwei Hände tauchten aus dem Dämmer über ihm auf. Finger, die zu Klauen gekrümmt waren.

Sie packten zu.

Rechts und links gruben sie sich in das Fleisch seiner Schultern.

Eisern hielten sie fest, obwohl es nicht nötig war, der junge Insulaner hätte sowieso keinen Fluchtversuch gewagt.

Sie zogen ihn hoch.

Ja, sie zogen, denn von allein konnte Jorge kaum aufstehen. Zu weich waren seine Knie.

Gemeinsam schleiften sie das Opfer zur Tür. Durch die große Scheibe blickten sie in den tropischen Garten, der schon mehr einem Dschungel glich.

Dunkel war es.

Und trotzdem sah Jorge die noch dunkleren Schatten durch das Unterholz huschen.

Das waren die Geister der Getöteten, erzählte man.

Einer öffnete die Tür. Er schob sie zur Seite, und die stickig schwüle Luft traf den nackten Oberkörper des jungen Insulaners.

Plötzlich waren Lippen dicht an seinem linken Ohr. Er spürte den Atem und vernahm die flüsternden Worte.

»Den Weg, der gleich hinter dem Haus beginnt. Ihn mußt du nehmen. Er führt zum Ausgang. Wenn du es schaffst, bist du frei,

Jorge. Hast du verstanden?«

Jorge nickte automatisch.

»Dann geh jetzt!«

Jorge blieb stehen. Er wußte zwar nicht, welche Gefahren in dem Wald lauerten, aber dieser Garten war das reinste Horrorgebiet, so sagte man.

»Bitte!« flüsterte er. »Ich – ich will nicht. Gnade, bitte. Laßt mich noch einmal mit ihm sprechen!«

»Er hat keine Zeit, Jorge. Du hast ihn gereizt. Sei froh, daß er dich noch nicht getötet hat.«

Jorge atmete tief ein. Himmel, diese beiden kannte er doch. Er war mit ihnen aufgewachsen, hatte mit ihnen gespielt, und jetzt stießen sie ihn in den Tod.

»Aber ich…«

Die Häscher hörten nicht, sie wollten nicht hören. Sie gaben Jorge einen Stoß, der ihn nach vorn katapultierte. Der junge Mann hatte Glück, daß er nicht stürzte, im letzten Augenblick konnte er sich fangen.

Hinter ihm wurde die Tür geschlossen.

Jorge warf einen schnellen Blick zurück. Er sah die beiden Fackeln, die ihr Licht verbreiteten, das die Gesichter der Männer seltsam verschwommen aussehen ließ.

Zögernd ging Jorge ein paar Schritte nach vorn. Er schaute nach links und rechts, versuchte, die Dunkelheit mit seinen Blicken zu durchdringen, er sah nichts.

Nur den Wald, der wie eine drohende Wand vor ihm stand.

Mit dem Handrücken wischte er über sein schweißnasses Gesicht und zuckte plötzlich zusammen, denn neben ihm war etwas mit einem klatschenden Geräusch zu Boden gefallen.

Jorge drehte den Kopf, ging in die Knie und hob den Gegenstand auf. Seine Augen wurden groß, der Mund stand halb offen, und flüsternde Worte drangen daraus hervor.

Was er in den Fingern hielt, war eine Puppe!

Seine Puppe, eine Nachbildung seiner Person, die Todespuppe des Voodoo-Zaubers.

Und mitten im Hals steckte eine Nadel.

Jorge wußte, was das zu bedeuten hatte, aber er wollte nicht daran glauben.

Er hob die Puppe an.

Da geschah es.

Durch die etwas heftige Bewegung löste sich der Kopf und fiel genau vor Jorges Füße…

***

Er wollte schreien, doch bereits im Ansatz erstickte der Laut. Nur ein dumpfes Röcheln drang aus seiner Kehle.
Jorge starrte auf den Puppenkopf.
Auf seinen Kopf! Denn der Schädel zeigte seine Gesichtszüge. Ja, er täuschte sich nicht.
Fahrig schüttelte er den Kopf, wischte sich über die Augen und ging ein paar Schritte zur Seite. Er traute sich nicht mehr, zu Boden zu blicken, und er merkte erst jetzt, daß er noch den Körper in der Hand hielt.
Seltsam warm fühlte er sich an. Als würde er leben…
Leben?
Mit Schwung und einer Geste des Ekels schleuderte er den Torso weit von sich, der irgendwo im Unterholz landete und liegen blieb.
Jorge fühlte sich wie erlöst, doch im nächsten Augenblick traf ihn abermals der Schock.
Der Kopf lachte.
Es war ein kicherndes, höhnisches Geräusch, das er Jorge entgegenschleuderte, und der junge Mann glaubte, wahnsinnig zu werden. Er warf sich auf dem Absatz herum und rannte weg. Seine nackten Füße klatschten auf den weichen Untergrund, und erst der Stamm eines dicken Urwaldriesen hielt ihn auf.
Jorge blieb stehen. Heftig ging sein Atem. Er war bereits so weit vom Haus entfernt, daß er nur noch die Umrisse ahnen konnte.
Gleichzeitig fielen ihm die Worte ein.
Es gibt einen Weg! Den mußt du nehmen. So ähnlich hatten die beiden gesprochen.
Jorge sah den Weg. Durch Zufall war er dort hingelaufen, wo er begann.
Führte er nicht in die Freiheit?
Ein schwacher Hoffnungsfunke, aber immerhin. Doch wer wußte, welche Gefahren auf diesem Weg in den finsteren Dschungel lauerten? Welche Götzen, Tiere, Monster warteten auf all die Unglücklichen, die den Weg gegangen waren?
Nie war einer zurückgekehrt, der durch den Wald gelaufen war.
Er blieb für alle Zeiten verschwunden. Nur Reste seiner Kleidung waren hin und wieder an den Klippen am Nordrand der Insel gefunden worden. Reste, die auch die Haie nicht mehr mochten.
All diese Gedanken und Vermutungen bildeten einen regelrechten Wirbel in Jorges Kopf. Doch er durfte sich nicht verrückt machen lassen. Er mußte los.
Jetzt!
Der junge Insulaner lief. Er tauchte hinein in den feuchtwarmen, gefährlichen Urwald, der in absoluter Finsternis vor ihm lag.
Jorge hatte das Gefühl, sich in einem Tunnel zu befinden, dessen

Eingang sich langsam hinter ihm schloß. Er wagte es nicht, zurückzuschauen, für ihn gab es nur den Weg nach vorn.

Er lief. Seine Beine arbeiteten wie ein Uhrwerk. Er achtete nicht auf Unebenheiten am Boden, seine Füße klatschten einen monotonen Rhythmus, wie zuvor die gefährlichen Voodoo-Trommeln ihre makabre Melodie in die Nacht gehämmert hatten.

Jorges Mund stand offen, sein Gesicht glänzte vor Schweiß. Ebenso wie der nackte Oberkörper. Die enge Hose, deren Beine dicht unter den Knien aufhörten, klebte auf der Haut.

Jorge war ein kräftiger junger Mann, der sich seiner Haut zu wehren wußte, deshalb war er auch die Mutprobe eingegangen. Nun hatte er nur noch Angst.

Er lief und lief. Weiter und tiefer in den Wald hinein. Der Weg wurde manchmal schmaler, so daß die Zweige der Bäume Jorges Körper streiften und er das Gefühl hatte, von den Händen längst verstorbener Menschen berührt zu werden.

Dann sah er das Licht.

Rechts von ihm und weiter voraus.

Er verlangsamte seine Schritte, ging jetzt normal weiter und hielt seinen Blick unverwandt auf das Licht gerichtet.

Es strahlte nicht hell, sondern war mehr ein düsteres, rötliches Glosen. Was bedeutete das? War das bereits das Ende des Wegs?

Wenn ja, dann hatte er es geschafft, dann war er frei.

Als erster – als einziger…

Neue Hoffnung durchflutete ihn, und abermals beschleunigte er seine Schritte.

Er näherte sich dem Licht und riß seine Augen weit auf, um besser sehen zu können.

Diesmal glaubte er, einen Kreis oder wenigstens einen kreisförmigen Gegenstand zu sehen, der das Licht abstrahlte. Aber daneben standen weitere Lichtquellen. Er zählte vier.

Waren es Laternen?

Jorge konnte das nicht glauben. Wie sollten hier im Dschungel, wo alles noch so primitiv war, Laternen hinkommen? Die gab es nur im Ort und an der Küste, wo der feine weiße Sand sich bis zu den Felsen ausbreitete.

Vorsichtig schritt er auf die erste Lichtquelle zu. Stille umgab ihn.

Eine merkwürdige Ruhe, die meistens dann eintritt, wenn ein schreckliches Ereignis unmittelbar bevorsteht.

Noch drei, vier Meter.

Immer weiter näherte sich Jorge.

Dann blieb er stehen. Seine Augen weiteten sich in grenzenlosem Entsetzen. Er hatte den Gegenstand erkannt.

Es war ein Schrumpfkopf.

***

Die alten Geschichten stimmten also doch. Caligro tötete seine Feinde und sammelte die Köpfe, nachdem sie präpariert worden waren. Dieser rötlich leuchtende Schrumpfkopf stand auf einer Stange dicht am Wegrand.

Wie von einem Band gezogen, schritt Jorge näher. Ob er wollte oder nicht, er mußte sich den Kopf anschauen.

Dicht davor blieb er stehen, verdrehte die Augen und blickte hoch.

Der Schrumpfkopf bot einen grauenhaften Anblick.

Er war um die Hälfte kleiner als ein normaler Schädel, die Haut war zusammengedrückt wie altes Pergamentpapier.

Den Mund hatte er aufgerissen, und Jorge sah deutlich die nadelspitzen Zahnreihen. Die Zähne mußten abgefeilt worden sein. Auch die Augen standen offen. Aus ihnen drang ebenso das rote Licht wie aus der Mundhöhle. Wo dieses Licht seinen Ursprung hatte, war dem jungen Insulaner ein Rätsel.

»Nein!« flüsterte er, »das kann nicht wahr sein…«

Er wankte zurück. Er hatte plötzlich nicht mehr die Kraft, weiterzulaufen, der Anblick des Schädels war für ihn ein Schock gewesen.

Wenn er den Weg weiterging, dann mußte er auch an den anderen Schädeln vorbei und erlebte den gleichen Horror noch ein paarmal.

Jorge schluckte.

Er schaute zurück.

Dunkelheit, tiefschwarze Finsternis, die keinen Ausgang freiließ.

Es gab für ihn nur eine Alternative.

Er mußte quer durch den Wald laufen.

Zum Glück wurde der Weg nur an einer Seite von den auf Stangen steckenden Schädeln flankiert, auf der linken Seite wuchs der dichte Urwald bis an den Rand.

Jorge drehte sich um, lief die beiden Schritte bis zum Waldrand und wollte sich in das Unterholz werfen.

Es blieb bei dem Versuch.

Plötzlich waren die Pflanzen wie lange Gummiarme, die ihn festhielten, an ihm zerrten und ihn nicht mehr losließen.

Jorge schrie, schlug um sich und geriet in höchste Panik.

Da schleuderten ihn die Arme zurück.

Der junge Mann krachte mit dem Rücken zuerst auf den Weg, überschlug sich und blieb dicht neben einer Schädelstange liegen.

Er war verzweifelt. Ein tiefes Schluchzen drang aus seiner Kehle, mühsam stemmte er sich hoch und stand wankend auf den Füßen.

Er mußte den Weg nehmen, vorbei an den Schädeln. Es gab doch nur diese eine Möglichkeit.

Er taumelte los, erreichte die zweite Stange, auf deren Spitze

wiederum ein leuchtender Schrumpfkopf saß, nein, sitzen sollte.
Die Stange war leer.
Wie ein langer, dünner Finger ragte sie vor Jorge hoch. Und auch auf den anderen Stangen hockten keine Schrumpfköpfe mehr. Sie waren ebenfalls verschwunden.
Wohin?
Fieberschauer schüttelten Jorge, seine Zähne klapperten aufeinander, die Angst wurde übermächtig.
Vorsichtig schaute er sich um, als hätte er Angst, daß ihn jemand entdecken könnte.
Er sah die Köpfe. Sieben insgesamt.
Sie waren von ihren Stangen gehüpft und hatten den jungen Mann eingekreist.
Kleine Bestien, mit Mäulern, die sie auf- und zuklappten, wobei die Reißzähne wie Kastagnetten gegeneinander schlugen.
Und sie rückten näher.
Die gefährlichen Schädel hüpften auf den schreckensstarren Jorge zu. Er drehte sich um.
Das gleiche Bild. Auch diese Schädel befanden sich in Bewegung.
Der erste sprang. Jorge nahm die huschende Bewegung aus den Augenwinkeln wahr, duckte sich, und der Schrumpfkopf verfehlte ihn.
Gleichzeitig federten zwei andere ab. Denen konnte Jorge nicht ausweichen.
Plötzlich spürte er ihr Gewicht auf beiden Schultern, wollte sie packen und wegschleudern, da bissen sie zu.
Der Schmerz war schlimm. Er trieb Jorge das Wasser in die Augen. Der Mann drehte sich im Kreis und bemerkte voller Grauen, daß ihn auch die anderen Schrumpfköpfe ansprangen und die beiden auf seinen Schultern hockenden auf den Hals zuwanderten.
Jorge brach in die Knie.
Seine Schreie verstummten.
Dann waren nur noch gräßliche, schlürfende Geräusche zu vernehmen. Sonst nichts…

***

Als es hell wurde, tauchten zwei Männer auf.
Sie sahen die Schädel auf den Stangen und den Toten davorliegen.
Beide nickten zufrieden.
»Der Meister wird sich freuen«, sagte der eine und hob die Leiche des Inselbewohners auf. Er warf sie über seine Schulter und ging zum Haus zurück.
Caligro wartete schon im Keller. Der Tote wurde auf einen langen Holztisch gelegt, und der Magier griff zur Säge…
Stunden später warfen zwei Männer etwas von den Klippen ins Meer.

Der Gegenstand lag kaum im Wasser, als die See schon zu kochen begann.

Haie!

Sie lauerten immer, denn sie wußten, daß es an dieser Küste sehr oft Beute gab…

***

Wir genossen den lauen Sommerabend.

Wir, das waren Sheila Conolly, ihr Mann Bill und ich. Als Platz hatten wir uns den Garten der Conollys ausgesucht, in dem man sich wirklich erholen konnte.

Bill hatte Jane Collins auch mit eingeladen, doch die Detektivin war verhindert. Ein Auftrag hatte sie nach Kopenhagen geführt. Sie ermittelte dort wegen eines Antiquitätendiebstahls.

Die Conollys hatten einen Grund, mich einzuladen. Es war ihr vorerst letzter Abend in London, denn Bill, Sheila und der kleine Johnny wollten eine Schiffsreise antreten.

Ziel: Bermuda-Dreieck!

Am nächsten Tag würden sie zu den Bahamas fliegen und von dort aus die Kreuzfahrt beginnen.

Damit hatte mich Bill überrascht. Sheila war nicht im Garten, sie brachte den Kleinen ins Bett. Ich hing im bequemen Stuhl, hatte die Beine hochgelegt und nuckelte an einer erfrischenden Früchtebowle.

Bill ging seinen Pflichten als Hausherr nach. Er grillte. Auf dem Rost lagen die leckersten Steaks, bei deren Anblick mir das Wasser im Mund zusammenlief. Auf einem Tisch hatte Sheila alles bereitgestellt. Salate, Soßen und Brot.

Bill blieb neben dem fahrbaren Grill stehen und warf mir einen langen Blick zu.

Ich grinste ihn über den Rand der Bowlenschale hinweg an. »Ist was?«

»Ja, du hast noch nichts gesagt.«

»Doch, ich habe Johnny, Sheila und dich begrüßt und erzählt, daß es mir gut geht. Reicht das nicht?«

Bill schüttelte den Kopf. »Das meine ich auch nicht, sondern unsere Reise. Dazu hast du keinen Kommentar gegeben.«

Ehrlich gesagt, ich war an diesem bewußten Abend so richtig abgeschlafft und wollte keine tiefschürfenden Gespräche führen, während Bill vor Energie platzte. Ich tat dem Freund trotzdem den Gefallen.

»Was heißt hier Kommentar? Es ist euer Urlaub. Ihr könnt tun und lassen, was ihr wollt. Ich kann euch doch nichts vorschreiben.«

»Und beim Bermuda-Dreieck macht es bei dir nicht klick?«

Ich hob die Schultern. »Ein wenig schon.«

»Aha«, sagte Bill, »wußte ich es doch.« Er schaute mich auffordernd an. »Willst du nicht mitfahren?«
»Zum Bermuda-Dreieck?«
»Ja.«
»Nein danke. Dazu habe ich keine Lust. Sucht die verschwundenen Schiffe allein, das hast du doch vor – oder?«
Bill schaute mich treuherzig an, zu treuherzig, als daß ich es hätte glauben können. »Nein, John, wir wollen nur einfach Urlaub machen.«
»Das hast du Sheila erzählt. Ich nehme dir das nicht ab, mein Lieber.«
»Naja, so ganz…«
»Wie groß ist denn das Schiff?« fragte ich.
»Es sind noch einige Bekannte dabei und die Besatzung.«
»Dann kann ich mir denken, was du vorhast«, erwiderte ich.
»Das ergibt sich eben.«
»Was ergibt sich?« fragte Sheila plötzlich. Keiner von uns hatte sie auf die Terrasse treten sehen. Sie stand auf einmal da und hielt den kleinen Johnny auf dem Arm.
Der Conolly-Nachwuchs schlief bereits und nuckelte an seinem Daumen. Es war der rechte. Unter den linken Arm hatte er sich seinen Teddy geklemmt. Das Stofftier war ein Geschenk von mir.
Ich schwang die Beine von der Liege und stand auf.
»Johnny wollte nur noch seinem Onkel gute Nacht sagen«, erklärte Sheila, »aber er ist unterwegs schon eingeschlafen.«
Ich ging auf Sheila zu. »Das macht doch nichts«, sagte ich und drückte meinem Patenkind einen Kuß auf die rosige Wange. Dabei roch ich Sheilas Parfüm.
»Ist das neu?« fragte ich und wedelte mit der Hand.
»Was?«
»Dein Parfüm.«
»Nein, das ist schon älter. Aber du bist zu selten bei uns, deshalb fällt es dir heute auf.«
»Kann sein.«
Sheila wandte sich an ihren Mann. »Können wir dann essen, wenn der Kleine im Bett ist?«
»Meinetwegen.«
Sheila verschwand im Living-room. Sie trug ein buntes Gartenkleid, das bis auf die Knöchel reichte und über der Schulter von zwei dünnen Trägern gehalten wurde. Ihr langes Haar hatte sie über die Ohren zurückgesteckt. Gehalten wurde es von zwei Spangen.
Bill grinste. »Sie hat nichts gemerkt.«
Ich hob die Schultern, ging zur Eisbox und holte mir eine Flasche Bier heraus. Das Glas setzte ich mit der Öffnung auf den Flaschenhals.
»Warum ist Suko eigentlich nicht mitgekommen?« fragte Bill.
»Er und Shao sind auf einem Sommerfest seines Karateclubs. Gönnen

wir ihnen die Freude.« Ich deutete auf die Steaks. »Dreh sie mal rum, sonst kauen wir hinterher auf Schuhsohlen.«

»O verdammt, das hätte ich bald vergessen.« Hastig wendete der ehemalige Reporter die Fleischstücke.

»Wer fährt denn noch mit?« wollte ich wissen.

»Ein Arzt und zwei Meeresbiologen. Sind Bekannte von uns. Sie nehmen auch ihre Frauen mit.«

»Da ist Sheila nicht mißtrauisch geworden?«

»Wir haben ja nichts gesagt.«

»Das heißt, ihr wollt tauchen?«

»Ja.«

»Wie viele Männer Besatzung hat der Kahn?«

»Die Seabird hat – Moment«, Bill hob die Hand und begann mit den Fingern zu rechnen, während mir der Duft des gebratenen Fleisches schon in die Nase stieg.

»Sechs Mann Besatzung. Mit dem Kapitän.«

»Das ist nicht wenig.«

»Wir fahren auch nicht mit einer Nußschale.«

Sheila kam zurück. Den fahrbaren Wagen mit den Tellern darauf schob sie vor sich her.

»Die Filets sind auch fertig«, rief Bill, stach in das erste mit der Steakgabel hinein und legte es auf einen Teller.

Ich wollte des Sheila überlassen, doch sie schüttelte den Kopf.

»Du bist der Gast, John.«

»Sei doch nicht so förmlich.«

»Trotzdem.«

Ich nahm den Teller, suchte frische Salate aus und ging auch zu den Soßen.

Am runden Tisch nahm ich Platz. Sheila und Bill setzten sich ebenfalls. Der Reporter schob den Grill herbei.

Sheila trank kühlen Rotwein aus Frankreich, während Bill und ich uns am Bier festhielten.

Wir aßen fast zwei Stunden. Es wurde viel gelacht und auch einiges getrunken. Den Bentley hatte ich in der Garage gelassen, ich kannte schließlich die Grillfeste bei den Conollys.

Alles schmeckte vorzüglich, und Bill erzählte ein paar neue Witze.

Auch einen Gruselwitz.

»Kennst du den schon, John?«

»Kommt ein Vampir an die Grenze und hat ein junges Mädchen über der Schulter liegen. Fragt der Zöllner: Was wollen Sie denn damit? Darauf der Vampir mit Grabesstimme: Denken Sie, ich reise ohne Proviant!«

Wir lachten alle drei. Langsam wurde es dunkel. Im Garten begannen automatisch die Laternen zu leuchten, sie schufen helle Inseln in der

Dämmerung. Ich fühlte mich rundherum wohl. Die Spannung der vergangenen Tage fiel von mir ab wie eine alte Haut.

Wir erzählten weiter, und es blieb nicht aus, daß die Sprache auf meinen Job kam.

Natürlich mußte ich von meinem letzten Abenteuer berichten.

Sheila zog dabei ein paarmal wie fröstelnd die Schultern hoch. Ich wollte schon zu einem anderen Thema überwechseln, als Bill fragte:

»Was ist eigentlich mit Dr. Tod geschehen?«

Ich hob die Schultern und klopfte dreimal auf den Tisch. »Mal den Teufel nicht an die Wand, Bill. Ich bin froh, daß ich in den letzten Wochen nichts von ihm gehört habe. Und auch nicht von Tokata, dem grausamen Samurai.« [1]

»Die werden schon zusammen ein Süppchen kochen«, meinte Bill.

Da gab ich ihm recht.

Die nächste Frage stellte Sheila. »Hast du inzwischen etwas von Myxin gehört, John?«

»Leider nicht.«

»Was mit ihm wohl geschehen sein mag?« murmelte Sheila.

Das fragte ich mich auch oft. Myxin war und blieb nach dem Kampf auf der Drachenburg verschwunden.

Er hatte schwer büßen müssen, weil er sich auf unsere Seite schlug. Das verzieh ihm Asmodina nie. Sie hatte ihm seine magischen Kräfte genommen. Myxin mußte ungeheuer unglücklich sein.

Ich hatte ihm helfen wollen, er lehnte ab und verschwand. Wir machten uns natürlich Sorgen, denn irgendwie war uns der kleine Magier ans Herz gewachsen.

Wo mochte Myxin jetzt stecken? Hoffentlich war er nicht Asmodina in die Hände gefallen, doch das hätte sie mir irgendwie zu verstehen gegeben, denn auch die Teufelstochter war eitel wie alle Dämonen. Da unterschieden sie sich nicht.

Eine Schweigepause entstand.

Bill hob schließlich sein Glas. »Cheerio. Trinken wir auf Myxin und auf unseren Urlaub.«

Wir stießen an.

Danach wurde es wieder lustiger. Bill ließ Musik laufen, und kurz vor Mitternacht gähnte Sheila verstohlen.

Ich schaute ebenfalls auf die Uhr. »Wann startet ihr eigentlich?«

»Erst am Mittag.« Bill winkte ab und griff zu einer neuen Flasche.

»Also, ich gehe ins Bett«, sagte Sheila.

Wir hielten sie nicht auf.

Ich wünschte ihr noch alles Gute und schaute ihr nach, bis sie verschwunden war.

»Ein Prachtmädel«, sagte Bill, wobei seine Stimme auch nicht mehr sicher klang. »Komm, John, wir nehmen noch einen kleinen zur Brust.

Du kannst ja hier schlafen.«

Damit war ich nun gar nicht einverstanden. Schließlich mußte ich ins Büro, und Blaumachen war nicht drin.

Eine Stunde später stand das Taxi bereit. Bill brachte mich noch zum Wagen.

Unser Abschied fiel aus, als wäre er einer fürs Leben. Dabei ahnte ich nicht, wie schnell ich die Conollys wiedersehen würde. Allerdings unter Umständen, an die ich heute noch mit Schaudern zurückdenke…

***

Wie ein Tier hatte er sich verkrochen!

Nach dem Untergang des Drachenmonsters und Asmodinas Niederlage war Myxin verschwunden. Er hatte sich klammheimlich aus dem Dorf entfernt.

Ein Verzweifelter, ein Geschlagener…

Wohin er wollte, das wußte Myxin nicht. Nur irgendwohin, in die Einsamkeit der Berge, wo er mit sich und seinen Problemen allein war und wo er nicht so leicht aufgestöbert werden konnte, denn Myxin hatte schwer zu leiden.

Seine magischen Fähigkeiten waren verschwunden. Asmodina hatte dies geschafft und ihn derart gedemütigt.

Myxin war ein Mensch wie jeder andere.

Nein, nicht ganz. Als er sich auf seiner Wanderung einmal an einer Glasscherbe schnitt, da drang kein Blut aus der Wunde, und er verspürte auch keine Schmerzen.

Wenigstens darin unterschied er sich von den Menschen. Myxin registrierte also, daß ein Rest Magie noch vorhanden war. Aber er war ja auch kein Mensch. Seine Wiege stand ganz woanders, und da hätte er sich gern hingewünscht, was wiederum nur durch Magie zu schaffen war, und die magischen Kräfte hatte er verloren.

Ein schlimmer Kreislauf, in dem alles endete. Doch es half kein Toben, kein Schimpfen und Verzweifeln. Myxin mußte sich mit der neuen Lage abfinden.

Er war ein Einsamer, ein Geschlagener. Die Armee der Schwarzen Vampire hatte man ihm genommen, die Dimensionen der Finsternis – sonst auch seine Reiche – waren und blieben ihm verschlossen.

Er hatte die Fähigkeit des Zeitsprungs verloren, vielmehr war sie ihm durch Asmodina genommen worden.

Und das nur, weil Myxin sich auf die Seite der anderen geschlagen hatte.

Dabei tat er das nicht einmal freiwillig. Es hatte sich einfach so ergeben. Denn es waren John Sinclair und Suko gewesen, die ihn aus 10.000jährigem Schlaf erweckten. In diesen Schlaf hatte ihn der Schwarze Tod versetzt, damals in Atlantis. Sie waren Todfeinde, von

Beginn an, und daran hatte auch seine Wiedererweckung nichts geändert. Myxin, der Magier, bekämpfte den Schwarzen Tod so, wie er ihn damals bekämpft hatte.

Allerdings gab es einen Unterschied. Der Schwarze Tod war mächtiger geworden. Er hatte die Zeit genutzt, die ihm zur Verfügung stand. Myxin allein konnte nichts gegen ihn ausrichten. Er brauchte starke Helfer. Die fand er im Sinclair-Team. Obwohl er die Menschen ebenfalls haßte, half er ihnen doch hin und wieder, damit der Schwarze Tod besiegt wurde und Myxin an seine Stelle treten konnte.

Doch der Teufel ließ sich nicht ausrechnen. Er sah, was sich anbahnte, und schickte Asmodina, seine Tochter.

Sie sollte die große Nachfolgerin des Schwarzen Tods werden.

Das wußte auch Myxin. Von diesem Zeitpunkt an richtete sich sein Kampf nicht nur gegen den Schwarzen Tod, sondern auch gegen Asmodina.

Der Schwarze Tod wurde besiegt, nicht zuletzt durch Myxins Schwarze Vampire. Er selbst jedoch wurde von Asmodinas Todesengeln gefangengenommen und in eine andere Dimension verschleppt. [2]

Inzwischen jedoch hatte Myxin die andere Seite auch kennengelernt. Er wußte, was Freundschaft, Treue und Kameradschaft bedeuteten. Und das gefiel ihm gar nicht schlecht. Während er unter Asmodinas Todesengeln zu leiden hatte, versuchte John Sinclair gemeinsam mit Damona King, ihn zu befreien.

Es gelang nicht.

John und Damona hatten Glück, daß sie aus dieser schaurigen Welt fliehen konnten.

Myxin jedoch mußte zurückgelassen werden und sich weiterhin Asmodinas Rache gefallen lassen.

In der Drachenburg war er dann wieder auf John Sinclair gestoßen, als Wrack, als Gedemütigter, als Gepeinigter. Asmodina hatte sich furchtbar gerächt. Sie hätte ihn auch töten können, aber das wäre zu billig gewesen. Nein, Myxin sollte leiden, er sollte auf der Erde herumkriechen und dahinvegetieren, diese kleine, fast unscheinbare Person mit der leicht grünlich schimmernden Haut.

Allein und verlassen ging Myxin in die Berge. Er wollte keinen Menschen mehr sehen, versteckte sich am Tag und wanderte nachts weiter. Menschliche Bedürfnisse verspürte er nicht. Er brauchte nicht zu essen oder zu trinken, er benötigte keinen Schlaf, und er empfand keine Schmerzen.

Myxin war ein regelrechtes Neutrum.

Und doch spürte er die Einsamkeit. In manchen Nächten, wenn er draußen saß und zu den funkelnden Sternen schaute, dachte er an seine Menschenfreunde.

Ja, sie sorgten sich um ihn, doch Myxin traute sich nicht, den Freunden unter die Augen zu treten. Er war ein Besiegter, ein Geschlagener, und er hatte Angst, daß man ihn verachtete oder auslachte.

Doch tief in seinem Inneren sagte er sich, daß das nicht stimmen konnte. Diese Menschen waren anders als Dämonen. Sie dachten nicht so wie Schwarzblütler, sie handelten nicht so. Für sie gab es die Freundschaft, die Treue und das Sichaufeinanderverlassen-Können. Dieses fast verschüttete Wissen gab Myxin Kraft und Mut, weiterzumachen und nicht aufzugeben.

Es trieb ihn auch voran. Seine Wanderung führte ihn weit nach Schottland, wo das Land ebenso urwüchsig ist wie die Menschen.

Und er fand einen Platz.

In einer Höhle verkroch sich der kleine Magier. Sie lag an einem windgeschützten Hang, an dem haushohe Tannen wuchsen und den von den Bergen fallenden Wind stoppten.

Er blieb in der Höhle.

Tage, Wochen…

Und er dachte nach. Über sich und sein Schicksal. Über die Zukunft und die Welt, in der er, der Magier, jetzt leben mußte. Es waren trübe Gedanken, von keinem Lichtstrahl der Hoffnung durchbrochen. Aber Myxin brauchte diese Zeit der Regeneration, er mußte wieder zu sich selbst finden, sich erholen und mit der neuen Lage fertig werden.

Von Asmodina hörte er nichts. Wahrscheinlich machte sie sich nicht die Mühe, ihn aufzuspüren. Für sie war Myxin ein Nichts, kein Gegner mehr, was sollte sie auch mit ihm?

So blieb Myxin allein.

Stundenlang meditierte er, versank in eine bleierne Starre und suchte nach seinen verlorengegangenen Kräften. Sie konnten doch nicht völlig verschüttet sein! Etwas mußte zurückgeblieben sein!

Myxin gab nicht auf.

Langsam verschwanden die Depressionen. Frische Kraft und neuer Mut durchströmten ihn. Sein Inneres war wie ein Motor, der lange nicht in Betrieb gewesen war und jetzt stotternd ansprang.

Asmodina hatte nicht all seine Kenntnisse löschen können. Ihm fielen Formeln ein, zwar schwache nur, aber er konnte wieder etwas. Er wußte, daß die Schwarze Magie existierte und daß er mit ihr spielen und sie manipulieren konnte.

Dann kam der Tag seiner ersten Beschwörung.

Früher war es für ihn ein Kinderspiel gewesen, aber heute war es eine harte Prüfung.

Myxin blieb im Halbdämmer seiner Höhle, während er die Vorbereitungen traf.

Er zog einen magischen Kreis, schritt ihn ab und murmelte dabei alte

Bannsprüche.

Auch die Sprache war ihm wieder eingefallen. Zwar kannte er nicht alle Worte, doch auch ein Drittel reichte aus, um die Beschwörung zu formulieren.

Myxin überstürzte nichts, er hatte Geduld und in der letzten Zeit das Warten gelernt.

Vor seiner ersten Beschwörung sammelte er Kraft, meditierte und dachte an das bevorstehende Ereignis.

Dann war es soweit.

Myxin, selbst dämonischer Abstammung, wollte einen Dämon beschwören.

Er kniete sich vor den Kreis, streckte die Arme aus und spreizte die Hände.

Dann sprach er einen Satz.

Normalerweise wären jetzt Funken aus seinen Fingerspitzen gesprüht, doch Myxin war zu schwach. Er fühlte wohl das Prickeln, hörte auch ein Knistern, doch Funken sprangen nicht über.

Ein paarmal versuchte Myxin es.

Nichts…

Die Beschwörung gelang nicht!

Müde ließ er sich zurückfallen. Er wischte den magischen Kreis nicht weg, denn aufgeben wollte er nicht. Die Beschwörung sollte zu einem anderen Zeitpunkt noch einmal durchgeführt werden.

Es dauerte abermals Tage, bis Myxin sich wieder aufraffte und einen zweiten Versuch startete.

Wie schon zuvor hatte er Kräfte gesammelt und konzentrierte sich nur auf dieses eine Ziel.

Er sprach die magischen Worte, hatte die Arme ausgestreckt und die Finger gespreizt.

Wieder knisterte es.

Aber es sprühten keine Funken.

Myxin wollte die Beschwörung schon enttäuscht abbrechen, als er bemerkte, daß doch etwas geschehen war.

Innerhalb der Höhle hatte sich die Luft verändert. Sie war kälter geworden und streifte als eisiger Hauch über die Wände.

Das Böse war nah…

Myxin spürte es mit jeder Faser seiner Nerven. Es prickelt, es vibrierte, er stand dicht vor dem Ziel.

Ja, es würde gelingen!

Myxin hatte einen niederen Dämon beschwören wollen. Einen aus der Kaste der Diener, doch der Dämon erschien nicht.

Myxin hörte zwar eine Stimme, aber der Unheimliche materialisierte sich nicht. Irgend etwas störte. Myxin vermutete, daß er in einer anderen magischen Sphäre gelandet war.

Plötzlich erfaßte die Kälte auch ihn. Gleichzeitig jedoch hatte er das Gefühl, mit einer Hälfte seines Körpers in siedendem Pech zu stehen.

Heiß und kalt wurde ihm.

Plötzlich war die Höhle von einem dumpfen Brausen erfüllt. War der Dämon da, klappte die Beschwörung?

Myxin riß seine Augen auf. Die Haut verfärbte sich. Aus dem Grün wurde ein aschfahles Grau. Er blickte in den Kreis, sah dort Bewegung und ein Bild.

Verschwommen nur, er erkannte nichts. Doch das Bild wurde klarer manifestierte sich heraus, und ein Stöhnlaut drang aus Myxins Mund.

Das war kein Dämon, den er gestört hatte. Seine Magie war einer anderen in die Quere geraten, die beiden hatten sich überlappt und die Szene des anderen Magiers in die von Myxin beschworene Sphäre transportiert.

Eine Gestalt erschien.

Ein langer weißer Umhang, aus dem ein Kopf schaute, mit entstelltem Gesicht, grausamen Augen und einem feuerroten Vollbart.

Der Magier hielt beide Arme ausgestreckt, hatte die Handflächen nach oben gedreht, und auf ihnen lagen zwei Köpfe.

Schrumpfköpfe…

Der fremde Magier lachte. Myxin erkannte dies nur an seinem Gesicht, wie er den Mund öffnete.

Nebel umwallte die Beine des Magiers. Aus dem Nebel schälten sich Gestalten. Eingeborene mit gräßlich bemalten Gesichtern, die einen höllischen Reigen tanzten. Und Trommeln.

Es wurden Trommeln geschlagen. Voodoo!

Das war finsterer Voodoo-Kult. Irgendwo in der Welt spielte ein mächtiger Magier mit diesen schrecklichen Kräften.

Myxin versuchte, ihn zu erkennen, aber es war nicht möglich. Er hatte die Gestalt in Weiß noch nie gesehen. Das Bild verschwamm.

Fiel die Beschwörung zusammen? Nein, eine andere Szene erschien. Wasser, ein Schiff. Menschen darauf. Tanzende und lachende Menschen, Bekannte…

Sheila und Bill Conolly… Und dann die verwesten Leichen. Sie tauchten aus dem Wasser auf, näherten sich der Bordwand. Geschöpfe der Hölle, lebende Leichen, durch den Voodoo-Zauber aktiviert. Plötzlich brandete ein Schrei auf. Und dieser Schrei drang durch die Dimensionen und erreichte Myxins Ohren.

C-a-l-i-g-r-o!

Gleichzeitig spürte Myxin die Schmerzen. Sie strömten in seinen Körper, der bäumte sich auf, kämpfte dagegen an und schaffte es nicht. Zuviel Kraft hatte ihn die Beschwörung gekostet.

Myxin fiel schwer auf die Seite und blieb liegen.

Der Kreis, den er gezogen hatte, verschwand ebenso wie das Bild.

Nichts blieb zurück.
Nur die gähnende Leere der Höhle…
Und ein kleiner Magier, dessen Beschwörung unendlich viel Kraft gekostet hatte.
Stunden dauerte es, bis sich Myxin wieder bewegte. Er zuckte zuerst, als würde jemand auf ihn einschlagen, dann richtete er sich auf und schaute verwirrt in die Runde.
Myxin lag noch immer in der Höhle. Nur langsam kehrte die Erinnerung zurück. Dann richtete er sich mit einem Ruck auf.
Plötzlich sah er wieder das Bild vor seinen Augen. Den weißen Magier, das Schiff, Sheila und Bill Conolly, die lebenden Unterwasserleichen, die Gefahr…
Auf einmal glitt ein Lächeln über Myxins schmales Gesicht. Wochenlang war er umhergeirrt, verzweifelt, sich am Ende und nutzlos fühlend, doch nun durchströmte ihn neue Kraft.
Ihm war eine Beschwörung gelungen. So ganz konnten die Kräfte nicht verschüttet sein.
Asmodina hatte sich geirrt…
Aber Myxin wußte, was er zu tun hatte. Es gab keinen anderen Weg. Er mußte zurück nach London und dort einen Mann warnen.
Der Kampf ging weiter…
Auch für ihn.

***

Früher, als Myxin noch der alte gewesen war, hatte es für ihn keine Entfernungsprobleme gegeben. Darüber hatte er nur gelacht. Er teleportierte sich einfach zu seinem Ziel.
Das klappte heute nicht mehr.
Myxin mußte wie jeder andere Mensch auch reisen. Nur – wie sollte er reisen, wenn er kein Geld besaß?
Es war schlimm, nahezu demütigend für ihn. Sich auf ungesetzliche Art und Weise Geld zu beschaffen, wagte er nicht, er wollte auch nicht betteln, und so versuchte er, auf allen möglichen Wegen nach London zu gelangen.
Eine Hoffnung hatte Myxin. Daß sich die Szene, die er gesehen hatte, erst in etwas fernerer Zukunft abspielte. Die Chancen standen also 50 zu 50.
Immer wieder versuchte Myxin, die Kräfte der Teleportation einzusetzen. Es gelang ihm nicht. Er mußte zu Fuß nach London. Am vierten Tag nach der Beschwörung überschritt er mitten in der Nacht die Grenze nach England.
Doch wie sollte er am schnellsten nach London gelangen? Bis Carlisle schlug er sich zu Fuß durch. Dann war er es leid.
Myxin ging zum erstenmal das Wagnis ein und versuchte sich als

Anhalter.
Er wollte trampen.
Wie immer trug er seinen alten langen Mantel. Er hatte ihn notdürftig gesäubert, bevor er sich an die Straße stellte und darauf hoffte, daß ihn jemand mitnahm.
Er war nicht der einzige Tramper, ein paar junge Leute, hielten sich in seiner Nähe auf.
Sie wurden rasch mitgenommen, Myxin blieb stehen.
Am frühen Abend fing es an zu regnen. In langen Bindfäden rann das Wasser vom Himmel, die Scheinwerfer der Wagen wurden zu explodierenden kleinen Sonnen, wenn die schweren Fahrzeuge an Myxin vorbeirasten.
Er winkte.
Niemand hielt.
Die Zeit verrann, es wurde dunkel, der Regen blieb. Er fiel jetzt in kleinen Tröpfchen vom Himmel, wurde vom Wind erfaßt und schräg in Myxins Gesicht geschleudert.
Der Magier war naß bis auf die Haut.
Er wollte schon aufgeben, als abermals ein Truck aus dem Regen herandonnerte.
Automatisch hob Myxin die Hand.
Der Truck fuhr vorbei.
Myxin folgte dem Gefährt mit seinen Blicken. Die schweren Hinterreifen schleuderten lange Wasserfahnen hoch. Myxin sah die Rückleuchten wie eine Kette von roten Augen, die plötzlich aufglühten.
Der Wagen wurde gebremst.
Es zischte, als die schweren Druckluftbremsen in Betrieb gesetzt wurden. Myxin wußte, was dies zu bedeuten hatte.
Der Fahrer wollte ihn mitnehmen.
Myxin rannte. Neben dem Fahrerhaus blieb er stehen. Eine schattenhafte Gestalt beugte sich zur Beifahrerseite hinüber und öffnete.
Einsam und irgendwie verloren stand Myxin im Regen. Selbst ein Lächeln brachte er nicht mehr fertig.
Der Fahrer hatte Mitleid.
»Wohin soll’s denn gehen?«
»Nach London.«
»Verdammt weite Strecke. Egal, steig ein.«
»Danke, ich danke Ihnen sehr.« Myxin kletterte die kleine Treppe hoch und nahm Platz.
Der Driver winkte ab. »Mach’s halblang, Kamerad. Auch ich bin froh, daß ich Unterhaltung habe.«
Myxin schloß die Tür. »Fahren Sie nach London?«

»Ja.«
»Und Sie nehmen mich wirklich mit?«
»Warum nicht?«
»Aber ich kann nicht bezahlen.«
»Der Sprit geht auf Kosten der Firma. Und jetzt sei ruhig, ich muß weiter.«
Der Driver fuhr an. Myxin beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. Der Mann war schon älter, hatte ein gutmütiges Gesicht, das fast so rund wie der Vollmond war, und schüttere blonde Haare. Er trug eine Lederjacke und ein kariertes Hemd. Seine kräftigen Hände umklammerten das Lenkrad.
Eine Weile fuhren sie schweigend. Myxin hockte zusammengesunken auf dem Sitz, der von seiner Kleidung genäßt wurde.
»Wo kommst du eigentlich her?« fragte der Fahrer.
»Aus Schottland.«
»Tramper?«
»Ja.«
»Ich heiße übrigens Cocky!«
»Mein Name ist Myxin.«
»Nie gehört, komisch.«
»Das ist keltisch.«
»Aha«, sagte der Fahrer. »Aber da kenne ich mich nicht aus, weißt du. Waren das nicht unsere Vorfahren?«
»So ähnlich.«
»Erzähl doch mal.«
Myxin wollte dem Fahrer den Gefallen tun. Er berichtete von alten keltischen Sagen, und Cocky hörte gespannt zu. Die Zeit verging wie im Flug. Ehe sie sich versahen, war es kurz vor Mitternacht.
»Mann, ich brauche jetzt einen Kaffee. Wir sind bald in Manchester. Dort gibt es einen Rasthof. Trinkst du einen mit?«
»Ich habe keinen Penny.«
»Den Kaffee bezahle ich.«
»Danke.«
Der Fahrer grinste Myxin an. »Dafür mußt du mir hinterher wieder Geschichten erzählen.«
»Mach ich.«
Fünf Minuten später tauchte aus dem Regenvorhang das Schild auf, das zum Gasthaus wies. Tanken brauchte Cocky nicht, und so fuhren sie direkt zu den Parkplätzen für Trucks.
Sie lagen ziemlich am Ende der Anlage. Cocky rangierte den schweren Truck in eine noch leere Parkbucht. Die beiden Männer stiegen aus. Cocky überprüfte noch einmal die Ladung, war zufrieden, daß die Sicherungen noch hielten, und anschließend schritten die ungleichen Männer auf die erleuchtete Raststätte zu.

Myxin trank Kaffee und aß ein Sandwich, obwohl er keinen Hunger verspürte.

Der Fahrer pumpte sich mit Kaffee voll, er wollte die Nacht unbedingt durchfahren.

Nach einer halben Stunde ging es weiter.

Der Regen hatte aufgehört. Naß glänzte die Fahrbahn. Auf den Wasserpfützen schimmerten bunte Ölflecken.

Die beiden Wagen neben ihrem Truck waren verschwunden.

»Einsteigen«, sagte Cocky und holte den Schlüssel aus der Seitentasche.

In diesem Augenblick sahen sie sie.

Fünf schwarzgekleidete Gestalten – Rocker!

Sie hatten hinter dem Wagen im Gebüsch gelauert und kreisten Cocky und Myxin blitzschnell ein.

»O verdammt«, sagte der Fahrer und schluckte. Selbst in der Dunkelheit war zu sehen, wie weiß sein Gesicht wurde.

Die Rocker waren siegessicher. Das sah man ihrem Lächeln an.

Und sie waren bewaffnet.

Fahrradketten, Schlagringe, Messer…

Einer trat zwei Schritte vor. Er war der Anführer. Er trug auf dem Kopf eine Pudelmütze, hatte seine Lederjacke mit Weltkriegsorden geschmückt und schlug den Totschläger leicht in seine linke, offene Handfläche.

»Gibst du deine Ladung freiwillig ab, oder sollen wir sie dir abnehmen?«

Cocky überlegte. »Ich – ich habe nichts, das euch interessieren könnte.«

»Fährst du nicht Zigaretten?«

»Auch.«

»Na bitte. Und du wagst es, uns zu belügen, Scheißer?«

»Gib ihm Stoff!« meldete sich einer der übrigen Rocker. »Schlag ihn nur leicht zusammen.«

Der Anführer grinste. »Du hast gehört, was meine Freunde sagen. Ich muß auf sie hören. Sorry.«

Er schlug zu.

Die Bewegung war kaum zu sehen, aber der Totschläger traf Cockys linke Schulter.

Der Fahrer stöhnte auf, wankte zurück und fiel gegen die Tür. Der Rocker setzte nach und hob den Arm zum zweiten Schlag. Genüßlich suchte er die Stelle aus, die er sich als nächstes vornehmen wollte. Auf Myxin achtete keiner.

Der Magier trat einen Schritt vor. Er tat dies nicht gern, doch in Anbetracht der Lage konnte er nicht anders.

Bevor der Rocker zuschlug, sagte Myxin; »Laß es sein!«

Der Schläger stoppte tatsächlich. Überrascht schaute er Myxin, den Magier, an.

»Bist du lebensmüde?«

»Ich habe mich wohl deutlich genug ausgedrückt.«

»Das hast du«, erwiderte der Kerl und hieb zu.

Der Schlag traf Myxin ebenfalls an der Schulter. Ein normaler Mensch wäre zusammengebrochen, nicht der kleine Magier.

Er spürte keinen Schmerz, ging einfach weiter und packte zu.

Plötzlich umschlossen die Finger seiner rechten Hand die Kehle des Rockers.

Und schon zuvor hatte Myxin sich konzentriert und all seine Kräfte gesammelt.

Der Rest Schwarzer Magie, der noch in ihm steckte, reichte völlig aus.

Dem Rocker blieb die Luft weg, und im selben Augenblick hatte er das Gefühl, von mehreren Stromstößen getroffen zu werden. Er zuckte, riß den Mund auf und schrie, doch es wurde nur ein ersticktes Röcheln.

Der Rocker brach in die Knie.

Plötzlich war sein Körper von einer grünen Lichtaura umgeben, und der Kerl wand sich, zuckte auf dem Boden, als würden zahlreiche, unsichtbare Hände auf in einschlagen.

Seine Kumpane sahen dies, rissen die Augen vor Schreck auf, und hauten ab. Sie rannten weg, als wäre der Teufel hinter ihnen her.

Myxin drehte sich um. »Wir können, Cocky.«

Der Fahrer konnte kaum sprechen. Ihm hatte es wahrhaftig die Sprache verschlagen.

»Ja – ja. Ich – ähm – natürlich.« Er war völlig durcheinander. So etwas hatte er noch nie erlebt.

Der Rocker lag noch immer auf dem nassen Asphalt.

»Ist er tot?« fragte Cocky.

»Nein in einer halben Stunde ist alles vorbei. Es ging nicht anders. Steigen Sie ein, wir müssen weiter.«

»Klar, Myxin, klar.« Cocky wischte sich über die Stirn und kletterte in den Truck.

Myxin stieg ebenfalls ein.

Schweigend fuhren sie ab. Hin und wieder warf Cocky Myxin einen scheuen Blick zu.

Der Magier sagte nichts, er lächelte nur still in sich hinein. So ganz wehrlos war er nun doch nicht…

Hatte Cocky vorher darauf bestanden, weiterhin Geschichten zu hören, so sprach er jetzt kein Wort mehr darüber. Er schaute nur stur geradeaus.

Sie rollten weiter durch die Nacht. Irgendwann schaltete Cocky das

Radio an.

Tanzmusik drang aus den beiden Boxen der Auto-Stereoanlage.

Die Straßen wurden trocken, sie fuhren besserem Wetter entgegen.

Es herrschte kaum Verkehr.

Schließlich hatte Cocky sich überwunden und stellte die Frage.

»Wie hast du es nur geschafft?«

»Du meinst den Rocker?«

»Ja.«

»Hm.« Myxin lächelte verstohlen und schaute durch die breite Scheibe, wo der Lichtteppich der beiden Scheinwerfer über die Fahrbahn Avancierte. »Es war ein Karatetrick, mehr nicht.«

»Das glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Nein, Karate sieht anders aus. Was du gemacht hast, war schon Zauberei. Ja, Hexerei.« Cocky nickte entschlossen.

»Unsinn, so etwas gibt es nicht.«

»Das hatte ich bisher auch immer gedacht. Aber wie der da lag und der Schimmer ihn einhüllte…«

»Welcher Schimmer?«

»Dieser grüne Schein.«

»Den habe ich nicht gesehen«, behauptete Myxin.

Cocky lachte. »Jetzt willst du mich auf den Arm nehmen. Der Rocker ist doch davon eingehüllt worden, als er auf dem Boden lag.«

»Du täuschst dich.«

»Ich weiß mittlerweile gar nicht mehr, was ich noch glauben soll«, sagte Cocky. »Also gut, ich habe mich getäuscht. Zufrieden?«

Myxin lächelte nur. Er konnte den Fahrer gut verstehen, doch der kleine Magier wollte ihm nicht die Wahrheit sagen. Für den Mann wäre wirklich eine Welt zusammengebrochen.

Er bedankte sich noch einmal mit stotternden Worten für seine Lebensrettung.

»Die hätten mich fertiggemacht«, flüsterte er. »Solche Typen sind auf Mord aus.«

»Kennst du dich da aus?«

Cocky nickte. »Ich selbst bin zwar heute zum erstenmal überfallen worden, aber Kollegen hat es erwischt. Vor drei Wochen erst war ich auf einer Beerdigung. Der Mann hinterließ eine Frau und zwei Kinder. Ich kann dir sagen, das ging an die Nerven. Und hinter den Überfällen stecken Banden, die zuvor mit guten Informationen versorgt werden. In den Kontoren der Speditionen gibt es einen Verräter.«

»Habt ihr die Polizei eingeschaltet?« fragte Myxin.

»Ja, aber dabei ist nichts rausgekommen.«

Im Osten wurde es bereits hell, und sie fuhren noch immer. An der nächsten Tankstelle pausierten sie für ein paar Minuten. Cocky trank

wieder Kaffee, während Myxin nach Süden schaute, wo die Riesenstadt London lag.

Sie umfuhren Birmingham und nahmen die letzte Strecke unter die Reifen.

Gegen Mittag erreichten sie endlich ihr Ziel.

»Wo genau mußt du hin?« fragte Cocky.

Myxin hob die Schultern. »Wenn du in die City fährst, kannst du mich irgendwo absetzen. Wenn nicht, laß mich jetzt raus.«

»Ich muß zum Hafen.«

»Dann steige ich an der Waterloo Bridge aus.«

»Gemacht.«

Sie wühlten sich durch den Londoner Verkehr. Myxin schaute sich aufmerksam um. Er spürte die Spannung, die ihn erfaßt hatte.

Endlich am Ziel.

Als er dann ausstieg, bedankte sich Cocky, der Fahrer, noch einmal. Myxin winkte nur ab, lächelte und verschwand.

Eine Stunde später stand er vor dem Haus, in dem Suko und ich wohnten.

Er fuhr hoch, schellte bei mir, doch niemand öffnete.

Myxin versuchte es bei Suko.

Der war zu Hause.

Tellergroß wurden die Augen des Chinesen, als er den kleinen Magier sah.

»Du hier?« sagte er.

»Ja.«

»Mensch, komm rein.«

Es gab im Moment nichts, was Myxin lieber getan hätte.

Sukos Anruf erreichte mich im Büro. Was mir der Chinese zu sagen hatte, riß mich fast vom Schreibtischstuhl.

»Myxin ist bei dir?« fragte ich überrascht.

»Ja.« Suko räusperte sich. »Er will dich sehen, John. Ich glaube, er hat einiges zu erzählen.«

»Bin schon unterwegs«, erwiderte ich und legte auf.

Eigentlich war ich mit Sir James Powell, meinem Chef, verabredet gewesen, doch das hatte Zeit.

Ich gab dem Superintendenten telefonisch Bescheid.

Er brummte seine Zustimmung in die Muschel und meinte:

»Dann zeichne ich Ihre Spesenabrechnung eben ohne Erklärung ab.«

»Danke, Sir.«

»Glauben Sie, daß Myxin eine Spur zu Asmodina und deren Kumpanen entdeckt hat?«

»Möglich.«

»Sie sagen mir heute noch Bescheid. Sollte es länger dauern, können Sie mich im Club erreichen.«

»Geht klar, Sir.«
Glenda Perkins, meine Sekretärin, war erstaunt, als ich das Büro verließ. »Wollen Sie schon nach Hause, John?«
»Ja, ich habe keine Lust mehr.«
»Ich auch nicht. Nehmen Sie mich mit.«
Ich lachte. »Einer von uns muß ja die Stellung halten. Im Ernst, Glenda. Sie können mich in meiner Wohnung erreichen, falls etwas sein sollte.« Ich wiederholte fast Sir Powells Worte.
»Okay.«
Myxin war also wieder da. Im Wagen dachte ich darüber nach.
Wieso? Wo war er gewesen. Weshalb war er wieder aufgetaucht?
Ich dachte an die Szene in der Drachenburg, als ich gegen die grausamen Ritter kämpfte und Myxin ebenfalls anwesend war, mir aber nicht helfen konnte, weil Asmodina ihn mit einem Bann belegt hatte.
Es hatte sich demnach etwas getan in den letzten Wochen. Und das nicht nur bei mir, sondern auch bei Myxin. Auf seine Geschichte war ich wirklich gespannt.
Natürlich gestaltete sich der Weg zu meiner Wohnung als Nervenprüfung. Der Londoner Verkehr ist grauenhaft, am Mittag und am späten Nachmittag besonders.
Ich atmete auf, als der Bentley endlich an seinem Platz in der Tiefgarage stand. Als ich auf die Fahrstuhltür zuging, suchte ich unwillkürlich die Umgebung ab.
Mein Abenteuer mit den Ratten hatte hier in der Tiefgarage begonnen. [3]
Die Rattenplage war jedoch vergessen, und ich gelangte unbeschadet in meine Wohnung.
Dort warteten Suko und Myxin. Der Chinese besaß einen Schlüssel zu meiner Wohnung und ich auch einen zu seiner.
An der Tür zum Living-room blieb ich stehen. »Myxin«, sagte ich nur. »Daß es dich noch gibt…«
Der kleine Magier hockte im Sessel und lächelte. Ich sah die Freude in seinen Augen, doch auch so etwas wie Kampfeslust blitzte darin auf.
Wir schüttelten uns die Hände. Myxin hatte seinen Mantel ausgezogen. Er trug ein dunkles Hemd, das ihm über die Hose fiel und von einem Gürtel gehalten wurde. Auch die Hose bestand aus dunklem Stoff.
»Hat dich Kamikaze, der Sturmgeist, hierher geweht, oder bist du freiwillig gekommen?«
»Freiwillig.«
Ich setzte mich. »Und wo hast du gesteckt?«
Er schaute mich ernst an. »In Schottland, John. Ich habe mich

verkrochen wie ein Tier, denn ich hatte Angst, und ich schämte mich meiner beraubten Kräfte.«

»Die du jetzt wieder gefunden hast?« fragte ich.

»Nein, ich bin immer noch schwach.« Bevor ich etwas dazu sagen konnte, sprach er weiter. »Aber nicht mehr so schwach wie zuvor, sonst wäre ich geblieben.«

»Heißt das, du kannst wieder mitmischen?«

»Ein wenig«, erwiderte er bescheiden.

»Wie wenig?«

»Nun, die stärksten Eigenschaften sind verlorengegangen, das hat Asmodina geschafft. Aber vergiß nicht, daß ich ein Schwarzblütler bin, solch ein Erbe kann selbst Asmodina nicht auslöschen. Irgend etwas bleibt immer zurück, und das hoffe ich aktivieren zu können.«

»Wir können demnach auf dich zählen?«

»Ja das könnt ihr.«

»Weißt du, daß inzwischen einer meiner Erzfeinde wieder aufgetaucht ist?«

»Suko erzählte etwas von Dr. Tod.«

»Das stimmt. Demnach sieht es nicht besser aus, auch wenn der Schwarze Tod vernichtet worden ist. Die Kräfte haben sich nur verschoben und zu unseren Ungunsten verdichtet. Mit Asmodina als Führungskraft wird es für uns schwer sein, zu bestehen. Denn sie und Dr. Tod kleckern nicht, sondern klotzen. Hast du eigentlich schon mal etwas von Tokata gehört?«

»Ja, der ist mir bekannt. Man nannte ihn den Samurai des Satans. Er ist uralt.«

»Und er existiert wieder. Dr. Tod hat ihn zurückgeholt.«

Myxin schaute mich an. »Hast du schon gegen ihn gekämpft, John Sinclair?«

»Nein. Nur gegen seine Vasallen. Und das war schlimm genug.«

»Ich kann es mir vorstellen. Aber nicht nur von dieser Seite droht eine große Gefahr.«

Ich horchte auf. »Du weißt mehr?«

»Durch einen Zufall erfuhr ich von Caligro, einem Weißen Magier.«

»Wer ist das?«

»Ich will es dir erklären. Nur – eine Frage vorweg. Sind die Conollys zu Hause?«

»Nein, die sind vor zwei Tagen zu den Bahamas gejettet. Sie wollten im Bermuda-Dreieck kreuzen.«

Myxin zuckte zusammen. »Dann stimmt es doch«, flüsterte er.

»Zum Teufel, rede!«

»Ja, John Sinclair, du sollst alles erfahren. Und dann müssen wir unsere Gegenmaßnahmen treffen.«

Himmel, der Kleine machte es spannend. Er tat, als würde die Welt

vor dem Untergang stehen. Ich verstand ihn. Schließlich hatte er einen kleinen Teil seiner alten Persönlichkeit zurückgefunden, und da wollte er sich einmal in Szene setzen.

Myxin berichtete ausführlich. Gebannt hörten Suko und ich zu.

Nun, die Welt stand zwar nicht kurz vor dem Untergang, doch was der kleine Magier da erzählte, war schlimm genug.

Nach Myxins Bericht schwiegen wir.

Suko schaute zu Boden, und ich blickte ebenfalls auf meine Schuhspitzen.

Beide dachten wir wohl an Bill Conolly.

»Vielleicht können wir ihn über Funk erreichen«, schlug der Chinese vor.

Ich nickte. »Das sicher. Nur, wenn wir ihn warnen, okay. Wenn jedoch die anderen Mitreisenden etwas erfahren, könnte an Bord eine Panik ausbrechen. Wir einigen uns auf einen Kompromiß. Wir erkundigen uns, ob noch alles okay ist, dann sehen wir weiter.«

»Und Caligro?« fragte Myxin.

»Das ist unser großes Problem«, gab ich zu. »Kannst du dich noch an Einzelheiten erinnern? Ich meine, wo hast du ihn gesehen? Wie sahen die Tänzer aus?«

»Schrecklich bemalt.«

»Das ist klar. Nur, welche Typen waren das? Wir wissen, daß der Voodoo-Kult in Afrika ebenso zu Hause ist oder sogar seine Heimat hat – wie in Mittelamerika.«

»Ich weiß, worauf du hinaus willst, John Sinclair.« Myxin dachte nach. »Afrika war es auf keinen Fall«, murmelte er nach einer Weile. »Nein, bestimmt nicht. Das muß Mittelamerika gewesen sein. Ich bin sicher, daß es irgendeine Insel zwischen Florida und dem südamerikanischen Kontinent war.«

Suko schaute mich an. »Das müßte doch herauszukriegen sein.«

Ich stand auf. »Und wie.«

Ein langer Schritt brachte mich zum Telefon. Die Nummer vom Yard konnte ich sogar im Schlaf aufsagen. Ich ließ mich mit unserer Informationsabteilung verbinden.

Das war eine feine Sache, in der Abteilung wurden sämtliche Nachrichten gesammelt und gespeichert. Mochten sie auch noch so unbedeutend sein, manchmal brachten gerade die Kleinigkeiten einen Polizisten auf die richtige Spur.

Sogar der Geheimdienst bediente sich dieser Abteilung, wo die besten Spezialisten arbeiteten.

Ich trug mein Anliegen vor.

»Caligro«, sagte der Kollege. »Solch einen ähnlichen Namen habe ich doch schon gehört.«

»Du meinst sicher Cagliostro.«

»Ja, richtig.«
»Der ist es nicht. Oder dieser Caligro hat den Namen nur abgekürzt.«
»Andere Frage. Du klingst so außerhäusig. Wo bist du zu erreichen?«
»In meiner Wohnung.« Ich gab ihm die Telefonnummer.
»So gut möchte ich es auch mal haben«, beschwerte sich der Mann und legte auf.
Gut haben, der konnte reden…
Wir warteten. Ich rauchte eine Zigarette und trank ein Glas Mineralwasser. Myxin sprach inzwischen über Einzelheiten seiner Odyssee. Auch die Szene mit den Rockern gab er zum besten.
»Dann steckt in dir ja noch alte Energie«, sagte ich.
»Ein wenig, nur ein wenig.«
»Auf jeden Fall kannst du uns behilflich sein«, bemerkte Suko.
»Schließlich kennst du dich im Reich der Schwarzblütler ausgezeichnet aus. Du weißt, wer wo seinen Platz hat, bist über die Verbindungen informiert, und dir sind vor allen Dingen Dämonen bekannt, die wir nicht kennen. Den Samurai des Satans kannten wir zuvor nicht.«
»Ja, das sind fremde Dämonen«, gab Myxin zu.
Das Telefon summte. Rasch packte ich den Hörer. Der Kollege vom Yard war dran.
»Du hast Glück, John, wir sind fündig geworden.«
»Dann laß mal hören.«
»Es gibt da tatsächlich einen Kerl, der Caligro heißt. Und zwar besitzt der sogar eine eigene Insel. Sie liegt nordöstlich der Dominikanischen Republik. Ins Gerede gekommen ist dieser Caligro, weil von seiner Insel des öfteren Menschen verschwunden sind. Außerdem tummeln sich rund um das Eiland unzählige Haie. Unsere Leute in Lateinamerika haben vor einem Jahr mal nachgeforscht, ob der Kerl irgend etwas mit Spionage zu tun hat. Das war nicht der Fall. Er arbeitet für keinen Geheimdienst, auch nicht für die Kubaner.«
»Weiß man noch mehr über ihn?«
»Nein. Aber es ist bereits ein Bote zu dir unterwegs, der genaues Kartenmaterial bringt.«
»Das ist gut.«
»Ja, man nennt uns auch die Schnelldenker.«
Ich bedankte mich für diese wertvollen Informationen und legte auf.
»Erfolg gehabt?« fragte Myxin.
»Ja.« Ich berichtete.
Suko rieb sich bereits die Hände. »Dann steht uns ja eine schöne Reise bevor. Wollte schon immer mal in die Karibik.«
Zehn Minuten später traf der Bote ein. Er lieferte einen Umschlag ab und ging wieder.
Ich breitete die Karten auf dem Tisch aus. Gemeinsam beugten wir

uns darüber.

Die Insel Caligro Island lag östlich von Kuba, gar nicht mal weit von den Bahamas entfernt, und am südwestlichen Rand des Saragossa-Meeres. Sie war auch auf der Spezialkarte nur ein kleiner Flecken im Blau des Meeres. Eine Ortschaft war erst gar nicht eingezeichnet.

Ich klappte die Karte zusammen. »Dann wissen wir ja, wo wir hinmüssen.«

»Wird ein langer Flug«, bemerkte Suko.

Der Meinung war ich auch. Da ich meinem Chef versprochen hatte, ihn anzurufen, wählte ich seine Nummer.

Ich unterrichtete Sir James Powell von dem, was uns Myxin gesagt hatte.

Powell war einverstanden. »Natürlich fliegen Sie.«

»Mit Suko und Myxin.«

»Meinetwegen auch das.«

Wir sprachen noch ein paar Minuten über organisatorische Fragen, dann hatte ich freie Bahn.

Die Tickets bestellte ich ebenfalls telefonisch. Wir konnten bis Port au Prince, der Hauptstadt der Republik Haiti, fliegen. Von dort mußten wir dann selbst sehen, wie wir an unser Ziel gelangten.

Wahrscheinlich mit einer Chartermaschine.

»Ich gehe rüber zu Shao und informiere sie«, sagte Suko.

»Tu das.«

Suko verschwand, und ich packte meinen Koffer. Während ich die leichten Kleidungsstücke hineinwarf, mußte ich immer wieder an die Conollys denken.

Hoffentlich bewahrheitete sich Myxins Aussage nicht so schnell…

***

Wer in Evita Torres' Glutaugen schaute, war fasziniert. Doch nun nistete in den Pupillen die Angst.

Ja, Evita hatte Angst.

Nicht erst, seitdem ihr Bruder sie gewarnt hatte.

Deutlich klangen ihr noch Juans Worte in den Ohren.

»Du mußt fliehen!« hatte er in verschwörerischem Ton geflüstert.

»Sie haben ihn erwischt, ich weiß es. Jorge hatte keine Chance. Sie werden ihn töten.«

Evita schaute ihren Bruder nur an. Dann begann sie zu weinen, und das Gefühl der Traurigkeit durchströmte auch den drei Jahre älteren Mann. Er hing an seiner Schwester, und er hatte auch Jorge gemocht, denn sie waren von Kindheit an immer zusammengewesen.

Bis zu dieser Mutprobe.

Jorge hatte sich dazu überreden lassen. Er wollte Evita damit einen Gefallen tun.

Es war nicht geheim geblieben, das Vorhaben hatte sich im Ort herumgesprochen. Wie Juan den Magier kannte, würde er alles daransetzen, um auch Evita in seine Gewalt zu bringen.

Deshalb mußte das Mädchen weg.

Nachts sollte sie mit einem Boot fliehen. Einfach weg, hinaus aufs Meer, das war immer noch besser, als hier auf der Insel zu bleiben, die für Evita nichts anderes war als ein riesiges Gefangenenlager.

Jetzt war die Dunkelheit angebrochen, und Evita wartete auf ihren Bruder. Er wollte sie zum Strand, begleiten.

Juan war pünktlich. Auf leisen Sohlen schlich er in die Hütte am Ortsrand, wo das Mädchen wartete.

Als die Tür knarrte, zuckte Evita herum.

»Ich bin's nur«, flüsterte der junge Mann und legte einen Finger auf die Lippen. »Bist du bereit?«

Die glutäugige Schönheit nickte.

Juan ließ seine Blicke über die Gestalt des Mädchens wandern.

Was er sah, war wirklich erfreulich.

Evita besaß die biegsame Figur einer Tänzerin. Die Hose saß eng um ihre Hüften, und das dunkle T-Shirt verbarg die kleinen festen Brüste. Das lange dunkle Haar hatte sie im Nacken zu einem Pferdeschwanz gebunden, um ihre Schultern hatte sie eine Stofftasche gehängt.

»Komm, komm!« forderte Juan, der an der Tür stehengeblieben war. »Wir haben nicht viel Zeit.«

Evita schluckte. »Muß es den wirklich sein?«

»Du willst doch jetzt keinen Rückzieher machen?«

»Ich – ich weiß nicht. Jorge, er ist…«

»Mann, Schwester, die Halunken suchen dich. Sie haben schon die Todestrommeln geschlagen. In einer halben Stunde ist Mitternacht, dann holen sie dich. Es ist deine letzte Chance.«

»Und du, Juan?«

»Ich finde mich schon zurecht.«

Evita nickte. Tränen rannen über ihr Gesicht, während sie einen letzten abschiednehmenden Blick durch den Raum warf. Dann setzte sie sich entschlossen in Bewegung und huschte an ihrem Bruder vorbei nach draußen.

Die beiden Geschwister waren allein auf der Welt, nachdem ihre Eltern starben. Der Vater war von einem Hai getötet worden, die Mutter starb aus Gram darüber drei Wochen später.

Sie wohnten zum Glück ziemlich am Ende des Dorfes, so daß sie nicht so leicht gesehen werden konnten, denn Caligro hatte seine Spitzel und Zuträger überall.

Der Himmel war ein wenig bewölkt. Zum Glück, denn so wurde der Vollmond oft bedeckt und konnte mit seinem Licht nicht die Insel bestreuen.

Sie waren kaum zehn Schritte gelaufen, als sie die Trommeln hörten.

Dumdumdum…! So hallte es über die Insel.

Evita begann zu zittern. Juan sah es und legte seinen Arm um die Schultern der Schwester. »Wir werden es schon schaffen«, sagte er optimistisch.

In Wirklichkeit hatte auch er Angst. Bis zum Strand war es weit, da konnte noch viel passieren.

Die Trommeln wurden lauter.

Jetzt machten sich die Tänzer bereit. Der Voodoo-Zauber erlebte seine höllische Blüte.

Juan zerrte seine Schwester mit sich. »Beeil dich, sonst schaffen wir es nicht.«

Sie sprangen über einen Zaun, gaben nicht acht und hörten plötzlich das aufgeregte Gackern der Hühner. Sie hatten die Tiere aufgeschreckt.

»Verdammt!« schimpfte Juan und hastete über den weichen Boden davon.

Hinter ihnen wurde es hell. Die Hausbewohner fühlten sich gestört und hatten eine alte Ölfunzel angezündet. Eine Tür knarrte.

»Halt!« brüllte die scharfe Männerstimme, aber da waren die beiden Flüchtlinge schon weg.

Über einen schmalen Trampelpfad liefen sie weiter. Rechts stand eine dunkle Wand.

Zuckerrohr!

Etwa 100 Meter liefen sie dann dem Feld entlang, dann wurde es Juan zu riskant. Wenn sie den Strand unbeschadet erreichen wollten, mußten sie quer durch das Feld.

Er zog seine Schwester zwischen die hohen Stauden.

»Paß auf, daß du dich an den Blättern nicht schneidest!« keuchte er und zog sie weiter.

Evita schützte mit einer Hand ihr Gesicht, während sie dem Bruder folgte.

Sie wühlten sich durch diesen Dschungel. Die Stauden hieben gegen ihre Haut, wenn sie wieder vorschnellten, doch verletzt wurden die beiden nicht.

Zum Glück war das Feld nicht sehr groß.

Als Juan mit der linken Hand die letzten Stauden zur Seite schlug, atmeten beide auf. Der erste Teil des Fluchtweges lag hinter ihnen.

Niemand hatte sie entdeckt.

Vor ihnen wuchsen die Felsen in die Höhe. Bizarre Türme mit scharfen Ecken und Kanten. Der Nachtwind war hier stärker. Man roch das Meer bereits.

Eine steife Brise vertrieb die Wolken am Himmel. Das Licht des Mondes strahlte auf die Erde, berührte auch die Felsen, die silbrig zu

schimmern begannen.

Es war ein romantisches Bild, doch die Flüchtlinge hatten dafür keinen Blick. Sie wollten weg.

Sie sahen das Meer zwar nicht, hörten es aber. Im ewigen Rhythmus lief die Brandung gegen die Felsen an und wurde dort gebrochen. Es war eine wilde, zerklüftete Küste, die jedoch auch zahlreiche Verstecke bot, wenn man sie kannte.

Und Juan war hier geboren.

Ein kaum erkennbarer Pfad führte in die Höhe. Der Weg war steinig. Das spürten beide durch die Sohlen ihrer Turnschuhe. Doch die Unannehmlichkeiten nahmen sie gern in Kauf, wenn sie daran dachten, was sie zurückließen.

Evita schaute sich oft um. Von irgendwelchen Verfolgern sah sie nichts. Langsam schrumpfte die Angst.

Evita wurde wieder etwas mutiger. Geschickt turnten die beiden über die scharfen Rippen der Felsen, sprangen manchmal von einem Block zum anderen und sahen hin und wieder das Meer.

Silberhell schäumte die Brandung auf. Die unzähligen Wassertröpfchen wurden vom Mondlicht gebrochen, wenn die Wucht sie hoch in die Luft schleuderte.

Irgendwo auf dem fernen Meer blinkten winzige Lichter. Ein Schiff, das dort seine Bahn zog.

»Achtung, jetzt müssen wir springen!« sagte Juan. Kraftvoll stieß er sich ab, fand auf dem nächsten Felsen Halt und wandte sich um.

Auch Evita sprang.

Zu kurz.

Sie schrie auf, als ihre Füße das Gestein berührten, der Körper jedoch nicht die Balance halten konnte und zurückfiel.

Sekundenbruchteile entschieden.

Juan reagierte vorzüglich.

Sein rechter Arm schnellte vor. Die Finger krallten sich in Evitas Tasche, die sie fest an sich gepreßt hielt, und mit der Tasche zog Juan die Schwester zu sich heran.

Evita Torres zitterte. »Danke«, hauchte sie. »Das war Rettung in letzter Minute.«

Juan hielt sich nicht lange auf. Er wollte weiter. Die gefährliche Stelle war überwunden. Von nun an liefen sie auf direktem Weg zum Strand. Sie erreichten eine schräge Felsplatte, auf der sie hinunterrutschen konnten.

Juan erreichte als erster den weichen Sand. Eine Welle rollte heran, lief aus und umspülte seine Füße.

Evita landete dicht neben dem Bruder. »Hast du hier das Boot versteckt?« fragte sie.

»Ja, ganz in der Nähe.« Juan nahm die Hand seiner Schwester und

führte Evita in den schmalen Durchschlupf zwischen zwei hohen Felsen. Dahinter lag eine kleine, mit Wasser gefüllte Mulde. Ein See oder Naturhafen.

Nicht groß, doch immerhin so breit, daß ein Schlauchboot darauf schwimmen konnte.

Es war ein dunkles Boot, ausgerüstet mit einem Heckmotor, zwei Paddeln, einem aufstellbaren Segel und genügend Proviant.

»Woher hast du das Boot?« fragte Evita.

»Das ist doch jetzt unwichtig«, erwiderte ihr Bruder und sprang in den kleinen See. Das Wasser reichte ihm bis an die Knie. »Hilf mir mal, Schwester.«

Evita sprang ebenfalls.

»Geh zum Bug, wir müssen das Ding tragen.«

Evita warf ihre Tasche ins Boot und hob es am Bug an. Juan hatte den schwereren Teil übernommen, weil sich am Heck der Motor befand.

Aus dem Tümpel heraus schritten sie an Land. Der Sand war weich und körnig. Bereits nach einigen Schritten wurden ihre Füße vom anlaufenden Wasser wieder naß.

Hier war die Brandung nicht so stark, weil an dieser Seite die Insel durch eine kleine natürliche Bucht geschützt wurde. Weiter rechts und links stachen die Felsen wie Nasen ins Meer hinein. Dort wurden die anrollenden Wellen gebrochen.

»Der Motor ist stark genug, um das Boot auch durch die Brandung zu bringen«, sagte Juan.

Evita nickte nur. Sprechen konnte sie nicht. Jetzt nicht, wo alles kurz vor dem Abschied stand. Bisher war alles wie ein Traum gewesen, nun warf man sie in die brutale Wirklichkeit zurück. Sie hatte Angst, und sie zitterte.

Juan schob das Boot zur Hälfte ins Wasser. Er winkte. »Los, Evita, steig ein.«

»Willst du nicht doch…?«

Juan lächelte. »Nein, meine Liebe. Ich habe mich entschieden und bleibe hier. Es ist besser so. Laß dich noch einmal umarmen.«

Die Geschwister gingen aufeinander zu. Evita weinte, während ihr Juan sanft über den Rücken strich.

»Wir sehen uns wieder«, flüsterte er, »bald schon. Es kann nicht mehr so weitergehen, glaub mir das.«

»Ja, Juan.«

Der junge Mann drückte seine Schwester von sich. Auch er mußte hart schlucken.

Evita stieg in das Boot.

Die beiden jungen Menschen glaubten sich mutterseelenallein an diesem Teil des Strandes. Und niemand von ihnen sah die

Augenpaare, die jede ihrer Bewegungen verfolgten. Längst waren die Häscher da.

Lautlos waren sie hinter ihnen hergewischt und hockten nun auf den Felsen.

Menschen waren es nicht.

Caligro hatte andere geschickt.

Die Schrumpfköpfe!

***

An einem Band zog der junge Mann zweimal, dann sprang der Motor an. Er knatterte ein paarmal und lief rund. Eine Welle hob das Boot hoch. Juan wurde überspült. Als er wieder klar sah, hatte das Boot schon ein paar Meter gewonnen.

Evita saß am Heck und hielt das Ruder ängstlich umkrampft.

Ihre Odyssee begann…

Juan ging wieder zurück. Bis über die Hüfte reichte ihm das Wasser, ein letztes Winken, dann entzog die nächste Welle das Boot den Blicken des jungen Mannes.

Juan war froh, als er wieder trockenen Boden unter den Füßen hatte. Er schüttelte den Kopf, das Wasser perlte aus seinen Haaren, und im selben Augenblick spürte er den Schlag auf der rechten Schulter.

Juan drehte den Kopf und schrie auf.

Auf seiner Schulter hockte der Schrumpfkopf. Er kannte das Gesicht. Es gehörte Jorge!

Weit riß der Kopf sein Maul auf. Er bleckte die spitzen Zähne, wollte sie in das Fleisch der Schulter hacken, doch Juan überwand sich selbst. Er schlug den Kopf von seiner Schulter.

Mit einem dumpfen Laut landete der häßliche Schädel im Sand.

Sofort kreiselte Juan herum. Er tauchte dabei zur Seite, und das war sein Glück, denn ein zweiter Schrumpfkopf ließ sich von einem Felsen fallen.

Instinktiv trat Juan mit dem rechten Fuß zu. Die Schuhspitze traf das häßliche Gesicht, und der Schädel wurde ein paar Meter weit geschleudert, wo er gegen einen Felsen prallte.

Juan Torres lief zurück. Noch in der Bewegung griff er in seine hintere Hosentasche und holte das Messer hervor. Auf Knopfdruck stieß die Klinge aus dem Griff.

Juan blieb stehen.

Sie hatten ihn erwischt, daran gab es keinen Zweifel. Nur gut, daß Evita weg war. Sie wäre mit dem Grauen nicht fertig geworden. Es hätte sie regelrecht überschwemmt.

Der junge Mann schaute sich um.

Noch immer fiel das Mondlicht auf den Strand und hellte den Sand auf. Jetzt gereichte dieses Licht Juan zum Vorteil, er konnte besser

sehen.
Nicht nur zwei Köpfe waren da, sondern vier. Ein weiterer ließ sich soeben vom Felsen her auf den Sand fallen und wandte sein verzerrtes Gesicht dem jungen Juan zu.
Lebende Schrumpfköpfe.
Ein Horror ohnegleichen.
Juan spürte die über seinen Rücken rieselnde Gänsehaut. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Obwohl er im Umgang mit dem Messer ein wahrer Meister war, glaubte er nicht, sich wirksam gegen die Schrumpfköpfe verteidigen zu können. Irgendwann würden sie ihn zu packen kriegen.
Seltsame Laute stießen die Köpfe aus. Es war eine Mischung aus Fauchen und Zischen.
Und dann sprang der erste auf Juan zu. Es war ausgerechnet Jorges Kopf, der sich aus dem Sand hochwuchtete. Augen und Mund waren weit aufgerissen, die nadelspitzen Zähne gebleckt und bereit, zuzubeißen.
Juans rechter Arm beschrieb einen Halbkreis. Die Klinge blitzte, als das Mondlicht sie traf. Dann spürte Juan den Widerstand. Das Messer war durch den Schädel gefahren, der sich jetzt blitzschnell bewegte und von der Klinge rutschte.
Im Sand blieb er liegen.
Unverletzt, denn die lange Wunde schloß sich sofort wieder.
Juan stöhnte auf.
Danach sprang er gedankenschnell in die Höhe, weil Jorges Kopf nach seinem Fuß hackte.
Noch einmal stieß Juan mit dem Messer zu. Diesmal fuhr die Klinge durch strähnige Haare, mehr geschah nicht.
Der Kopf rollte zurück.
Zum Glück griffen die anderen Schädel nicht sofort an, und Juan hatte Zeit, sich herumzuwerfen.
Die Schrumpfköpfe waren zwar schnell, aber er konnte rennen, und sie würden ihn kaum einholen.
Juan Torres tauchte nach rechts weg. Er kam nicht so gut vom Fleck, weil der Sand rutschig war, trotzdem war er schneller als die Schrumpfköpfe.
Sie flogen vorbei.
Dann hatte Juan freie Bahn.
Er rannte auf das Meer zu, und schon nach wenigen Schritten klatschten die Wellen bis gegen seine Schienbeine. Er riskierte es, blieb stehen und schaute zurück.
Die Schrumpfköpfe waren ihm gefolgt, doch vor dem Wasser hatten sie aufgegeben. Deutlich hoben sie sich von dem helleren Sand ab. Juan glaubte sogar, den Haß in ihren Augen zu lesen, aber ins Wasser

hinein trauten sich diese Bestien nicht.

Wild schüttelte der junge Mann die Faust. Ein befreiendes Lachen drang aus seiner Kehle. Er hatte es geschafft und war diesen unheimlichen Bestien entkommen.

Juan drehte sich und schaute aufs Meer.

Dunkel lag die wogende Fläche vor ihm. Von Evita und ihrem Boot war nichts mehr zu sehen. Nur hin und wieder blitzten die Schaumkränze der Wellen auf.

Die Köpfe zogen sich zurück, als hätten sie einen Befehl erhalten.

Der junge Mann wartete, bis sie zwischen den Felsen waren, und ging dann weiter. Allerdings beging er nicht den Fehler, das Wasser zu verlassen. Wie leicht konnten ihm die Schädel eine Falle stellen und an Land auf ihn lauern.

Juan Torres kannte diese Ecke der Insel genau. Er wußte, wie er zu laufen hatte und auch die gefährlichen Strudel kannte er, die dort auftraten, wo die Felsen in das Wasser ragten und die Brandung stoppten.

Er lief jetzt nicht mehr allzu schnell, wollte sich nicht durch aufspritzende Wasserfontänen verraten, denn es konnte durchaus sein, daß zwischen den Felsen irgendwelche Beobachter lauerten.

Juan Torres hatte Glück. Niemand bemerkte ihn bei seiner Wanderung durch das flache Wasser.

Als vor ihm der Kegel des ersten Felsens aus den Wellen schaute, wurde der junge Mann vorsichtig. Er verließ das Wasser, lief ein paar Meter über den Strand und kletterte auf allen vieren einen Felsen hoch.

Durch mannsgroße Steine geschützt, blieb er geduckt sitzen und schaute sich um.

Viel konnte er nicht sehen.

Weit entfernt, etwa auf der Inselmitte, leuchteten mehrere Lichter.

Dort hatte der Magier sein Haus. Bestimmt war er wach und wanderte unruhig auf und ab. Doch seine Schrumpfköpfe würden ihm keinen Erfolg zu berichten haben. Juan wollte sich nicht gefangennehmen lassen.

Trotzdem war sein Schicksal ziemlich bescheiden. Auf der Insel gab es zwar eine Polizei, aber der Commandante ging bei Caligro aus und ein. Auf ihn konnte Juan nicht zählen, der würde ihm auch kein Wort abnehmen.

Wo würde er Hilfe finden? Von seinen Freunden? Kaum, die waren allesamt zu feige. Denn der Magier besaß die Macht und würde sie grausam bestrafen.

Es sah trostlos aus, und doch freute sich der junge Mann, denn er lebte noch.

Im Gegensatz zu Jorge.

Ihm hatten sie das angetan, wovon man sich nur flüsternd erzählte. Sein Schädel war zu einem Schrumpfkopf geworden. Juan schüttelte sich noch im nachhinein, denn er hatte Jorge gesehen.

Er kletterte weiter. Juan war ein Kind der Insel, seine Füße fanden mit traumwandlerischer Sicherheit Halt. Dann rutschte er in eine enge Spalte zwischen zwei hohen Felsen. Als seine Füße den Boden berührten, atmete er auf.

Geschafft.

Juan bückte sich, schaufelte Sand zur Seite und sah vor sich den Eingang zu einer Höhle.

Auf dem Bauch kroch Juan hinein. Wenig später konnte er sich wenigstens setzen.

Er hatte die Höhle mal in seiner Kindheit entdeckt und das Geheimnis keinem anvertraut.

Jetzt war es seine Rettung.

Juan Torres beschloß, die Nacht in der Höhle zu verbringen. Er faltete die Hände, und über seine Lippen drangen die Gebete der Kindheit, die ihn der Padre gelehrt hatte…

***

In Port au Prince waren wir glücklich gelandet. Und hier hatten wir den Sommer.

Die Hitze traf mich wie ein Hammerschlag. Suko grinste schadenfroh, und nur Myxin schien das Klima nichts auszumachen. Sein Gesicht blieb unbewegt.

Ich erkundigte mich sofort nach einem Flug zu Caligro Island. Der Mann am Schalter, ein Einheimischer mit unwahrscheinlich dicker Nase, zog seine Stirn kraus.

»Da haben Sie Pech, Señor. Sie ist auch verdammt, diese Insel. Keiner will was damit zu tun haben, aber wenn Sie durchaus dorthin wollen, kann ich Ihnen einen Tip geben.« Er schwieg, grinste und wartete ab.

Bei mir fiel der Dollar centweise. Klar, der Knabe wollte einen Bakschisch.

Ich drückte ihm ein paar Münzen in die Hand und erhielt den Rat, mich zum Hafen fahren zu lassen.

»Hier auf Haiti ist eben alles anders«, sagte er zum Abschluß.

Ich nickte. »Das habe ich bemerkt.«

Taxis warteten vor dem Flughafengebäude. Wir vertrauten uns einem Einheimischen an, der einen alten Mercedes Diesel fuhr.

Der freute sich über die Fahrt und machte sicherlich einige Umwege, bis wir schließlich am Ziel waren.

Von der Gegend hatte ich nicht viel gesehen, denn der Taxifahrer wollte uns anscheinend beweisen, daß Niki Lauda gegen ihn nur ein Waisenknabe war.

Am Hafen fragte ich mich dann durch und wurde an einen alten Fischer verwiesen, der hin und wieder auch Touristen fuhr.
Der Fischer, ein Mestize, hockte auf einem alten Rumfaß und soff.
Aus glasigen Augen starrte er über die am Kai dümpelnden Boote.
Ich mußte ihn dreimal ansprechen, bis er verstand.
Danach grinste er mich an, lachte glucksend und hob die Schultern. Wenn das so weiterging, konnten wir bald zu dieser vermaledeiten Insel schwimmen.
Zum Glück tauchte der Sohn des Fischers auf, ein drahtiger Bursche um die Zwanzig.
»Pedro macht alles«, rülpste der Alte.
Wir sprachen mit Pedro. Als ich den Namen der Insel erwähnte, verzog er das Gesicht.
»Ist was?« fragte ich.
»Gern fahre ich da nicht rüber.«
»Und warum nicht?«
»Die wollen keine Fremden.«
»Können Sie uns nicht an irgendeiner Stelle der Insel absetzen?«
»Das ginge. Ist aber nicht billig.«
»Daran soll's nicht liegen.«
20 Pfund wurde ich los. Eine ganze Menge Holz. Dafür stachen wir auch sofort in See.
Ein schnittiges Motorboot hatte der Knabe nicht. Hätte ich auch gar nicht erwartet, doch sein alter Holzkahn wäre bei uns in England im Museum gelandet.
»Und damit wollen wir über See?« fragte ich.
Pedro grinste und schlug mit der flachen Hand gegen die Bordwand. »Meine Santa Maria hat allen Stürmen getrotzt. Sie ist das beste Schiff überhaupt.«
»Wenn Sie das sagen.« Ich warf Suko einen skeptischen Blick zu, der hob nur die Schultern und grinste.
Über eine Planke stiegen wir an Bord. Es war heiß hier im Hafen, und es stank nach Tang, Öl und verfaultem Obst. Nichts war von der Frische der Karibik zu merken, wie sie uns Europäern die Werbung immer so gern verspricht.
Wir tuckerten aus dem Hafen.
Suko, Myxin und ich standen an Backbord, hatten die Hände auf die Reling gelegt und schauten hinauf aufs Meer. Wir mußten aus der Bucht raus, erreichten dann das offene Meer und nahmen Kurs Nord, um zwischen den beiden Inseln Kuba und Haiti hindurchzufahren.
Diese Meerenge erreichten wir nach drei Stunden Fahrzeit. Im Westen sahen wir die Küste Kubas als grauen Streifen am Horizont.
Pedro hatte uns grinsend erklärt, daß er sich lieber näher an Haiti hielt, er mochte die Kubaner nicht.

Das Meer war ruhig. Wir rollten auf einer langen Dünung, die den alten Kahn mal hochhob und dann sanft wieder in ein Wellental gleiten ließ.

Gerade dieses sanfte Schaukeln war es, das ich nicht vertrug. Zuerst wurde mir flau im Magen, dann weichten meine Knie auf, und schließlich fütterte ich die Fische.

Suko hatte da keine Schwierigkeiten. Er machte nur seine spöttischen Bemerkungen. »Stell dir mal vor, John, dich würden die Dämonen in der Haltung erwischen. Das wäre ein Spaß!«

»Vielleicht können die die Schaukelei auch nicht vertragen«, erwiderte ich.

»Du sollst nicht spaßen, John Sinclair«, belehrte mich Myxin. »Dazu ist die Sache viel zu ernst.«

»Wenn du das meinst.«

»Ja, das meine ich.«

Ich ließ mich auf einer Bank nieder. Längst hatten wir uns umgezogen. Ich trug eine dünne Leinenhose und ein T-Shirt, hatte mir jedoch einen leichten Blouson übergestreift, Pedro sollte meine Waffe nicht sehen.

Auch Suko war luftig angezogen, nur Myxin wollte sich nicht von seinem Mantel trennen.

Der Nachmittag verging. Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel und malte blitzende Reflexe auf die mir unendlich erscheinende Wasserfläche.

Am Horizont tauchten oft Inseln auf. Dieses Meer hier war reich an ihnen. Hin und wieder flogen Propellermaschinen über unsere Köpfe. Sehnsüchtig schauten wir ihnen nach. Diese Flugzeuge flogen viele Inseln an, nur nicht Caligro Island.

Der Nachmittag verging, es wurde Abend, und die Hitze ließ nach. Ein etwas frischer Wind fächerte über das Wasser. Ich hatte mich inzwischen an die Schaukelei gewöhnt und auch an das Klatschen der Wellen gegen die Bordwand.

Ich ging zu Pedro. Er stand im Ruderhaus, hörte Musik aus dem Kofferradio und qualmte eine dicke Zigarre.

»Wann laufen wir die Insel an? Noch vor dem Dunkelwerden?«

»Kann sein, Señor.«

Mehr sagte er nicht. Ich ging wieder.

Die Sonne wurde langsam zu einem blutroten Ball. Fern im Westen näherte sie sich immer mehr dem Wasser und es sah so aus, als würde sie darin verlöschen.

Ein prächtiges Bild, das mich minutenlang gefangennahm, denn auch die wenigen Abendwolken sahen aus, als wären sie in blutrote Farbe getaucht worden.

Die Dämmerung schob sich heran. Erst dachte ich, daß es Wolken

wären dort in der Ferne, doch Pedro erklärte uns, daß wir das Ziel fast erreicht hatten.

»Da sehen Sie die Insel, Señores.«

Wir starrten nach steuerbord und hatten das Gefühl, die Insel würde kaum näherrücken.

Nur allmählich schälten sich die Konturen hervor. Wir sahen wuchtige Felsen und darunter einen weißen Streifen – die Brandung.

Abenteuer-Geschichten von gestrandeten Seefahrern fielen mir ein. Oft waren deren Schiffe an den Klippen zerschellt, und auch hier wuchsen gefährlich aussehende Felsen aus dem Wasser. Es würde schwierig sein, an der Küste zu landen.

Ich sprach Pedro darauf an.

Er nickte. »Ja, Señor, es ist schwierig, wenn nicht sogar unmöglich.«

»Und wie setzen Sie uns dann auf der Insel ab?« fragte ich mißtrauisch.

»Das ist Ihr Problem.«

»Haben Sie kein Boot, das Sie uns geben könnten?«

»Mein Rettungsboot?«

»Zum Beispiel das.«

Er kratzte sich am Kopf, grinste und überlegte.

»Sie brauchen es ja nicht abzugeben. Sie könnten mit uns zur Insel rudern und dann wieder zurück. Sie sind doch Seemann, Pedro, und kennen die Inselwelt wie Ihre Zigarrenkiste.«

»Das war aber nicht im Preis vereinbart.«

Daher wehte also der Wind. Wir handelten, und ich wurde schließlich noch einmal fünf Pfund los.

15 Minuten später warfen wir Anker. Die Insel war schon nahe gerückt. Wir hörten das Tosen der Brandung, sahen die Wellen brechen, die haushoch in die Luft geschleudert wurden. Es war wirklich kein Vergnügen, durch diese Wasserhölle zu fahren.

Pedro und Suko ließen das Beiboot zu Wasser. Myxin starrte auf die Insel. Er stand unbewegt an Deck. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel.

Ich trat neben ihn.

Myxin sah mich und sagte, ohne dabei den Kopf zu drehen: »Ich spüre das Unheil, John Sinclair. Diese Insel ist verdammt, ich merke es. Die Leute hatten recht.«

»Ja, das glaube ich auch.« Ich war weit davon entfernt, Myxins Aussage nicht zu beachten oder nicht ernst zu nehmen. Der kleine Magier wußte, wovon er sprach.

»Wir werden auf einen starken Gegner treffen, und ich weiß nicht, ob wir es schaffen können«, murmelte Myxin. »Caligro spielt mit dem gräßlichen Voodoo-Zauber. Er ist der Herr über die lebenden Leichen, wir werden es erleben.«

Myxin hatte mit leiser Stimme gesprochen, doch bei seinen Worten rann mir eine Gänsehaut über den Rücken.

»Seid ihr bereit?« hörte ich Sukos Stimme vom Heck des Schiffs.

»Ja.«

Suko und Pedro hatten das Beiboot bereits abgefiert. Wir kletterten hinein. Pedro wartete an Deck und stieg als letzter nach. Das Boot schwankte gefährlich, als der junge Fischer hineinsprang.

»Rudern, Señores, Sie müssen rudern!«

Das übernahmen Suko und er.

Die sinkende Sonne war nur noch als fingerbreiter Halbmond über dem Horizont zu sehen. Bald würde sie völlig verschwunden sein. Ihre letzten Strahlen fielen fast waagerecht über das Wasser und gaben ihm einen goldroten Schimmer.

Jetzt wurde es kriminell.

Wir gerieten in zurücklaufendes, gurgelndes Sogwasser der Brandung. Strudel bildeten sich, tückische Fallen, die das Boot um seine eigene Achse drehen wollten.

»Rudern!« brüllte Pedro. »Rudern!« Er und Suko strengten sich wirklich an, sie gaben ihr Bestes.

Immer wieder wurde das Boot von einer Welle gepackt und hoch auf den Kamm gehoben. In Schußfahrt ging es dann hinunter ins Tal. Ich klammerte mich an der Sitzbank fest, wieder leicht grün im Gesicht, und hoffte nur, daß wir es überstehen.

Rasend schnell schossen wir auf die aus dem Wasser wachsenden Felsen zu. Jeder von uns hatte Angst, daran zu zerschellen.

Doch ein Wunder geschah.

Ein Strudel riß uns an dem größten Felsen vorbei. Wir drehten uns zwar um die eigene Achse, doch nach dem Felsen gerieten wir in ruhigeres Wasser.

Das große Aufatmen begann. Wir alle waren vom Spritzwasser pudelnaß. Mich reuten die fünf Pfund wirklich nicht.

Die größeren Felsen lagen hinter uns. Doch dicht unter der schaumigen Wasseroberfläche sah ich die spitzen Kanten und Ecken weiterer Klippen.

Sie waren kein Problem für den erfahrenen Pedro. Als die Brandung uns schließlich ins flache Wasser schob, grinste er sogar.

»Alles klar, Señores.«

»Danke«, sagte ich.

»Wenn Sie zurückwollen, mieten Sie sich auf der Insel ein Boot. Es gibt davon einige. Auch bessere als meins, glaube ich.«

»Ihres war schon gut.«

Im letzten Licht der untergehenden Sonne betraten wir den Strand. Pedro warnte uns noch einmal vor der Insel, schlug ein paar Kreuzzeichen und ruderte wieder zurück. Geschickt umruderte er die

Klippen, wir brauchten uns um ihn keine Sorgen zu machen.

Ich fühlte mich ein wenig wie Robinson, als ich auf dem sandigen Strand stand. Haushoch türmten sich die Felsen. Die Brandung donnerte so stark, daß wir unser eigenes Wort kaum verstehen konnten und schreien mußten.

Die ersten Schatten der Dämmerung legten sich bereits über das Eiland, als wir weiterwanderten.

Suko hatte eine kleine natürliche Bucht entdeckt, die an einen Hafen erinnerte.

Dort war unser Ziel.

Wir mußten klettern. Das Donnern der Brandung wurde leiser.

Wir blieben stehen und beratschlagten.

Plötzlich horchten wir auf.

Dumpfe Geräusche waren an unsere Ohren gedrungen.

Trommeln!

»Voodoo«, flüsterte Myxin, »sie fangen bereits an. Jetzt wird es gefährlich.«

Ich sog scharf die Luft durch die Nase. Überraschend war es nicht, wir hatten damit rechnen müssen.

»Kannst du die Nachricht verstehen?« fragte ich Myxin.

»Nein.«

»Aber etwas Gutes kann es nicht bedeuten«, murmelte Suko.

Da hatte er recht.

Wir lauschten noch eine Weile. Es war schwer, eine Richtung zu bestimmen. Wir konnten kaum feststellen, woher der Trommelklang kam. Er schwebte über der gesamten Insel.

Leider besaßen wir keinen Lageplan. Deshalb mußten wir uns auf gut Glück durch das Gelände schlagen.

Und das bei Dunkelheit.

Andererseits schützte uns die Finsternis auch davor, schnell entdeckt zu werden.

Suko suchte nach einem Weg, der zwischen den Felsen hindurch ins Innere führte.

Er fand ihn nicht.

Ich deutete mit der Hand in die Höhe. Auf den scharfen Rändern lag noch ein letzter glutroter Schein. »Es geht kein Weg daran vorbei, wir müssen klettern.«

Suko und Myxin waren schon auf einen Spalt zugegangen, durch den das Wasser gurgelte. Gepäck hatten wir nicht mitgenommen, nur unsere Waffen. Den Koffer hatte ich im Schließfach des Flughafens gelassen.

An das monotone Rauschen der Brandung hatten wir uns bereits gewöhnt, und zwar so sehr, daß wir das Geräusch überhörten.

Es waren Schritte!

Erst als mich jemand ansprach, zuckte ich herum. Meine Hand glitt automatisch zur Waffe, doch ich ließ die Beretta stecken, als ich sah, wer dort vor mir stand.

Es war ein unbewaffneter junger Mann!

***

Caligro hatte eine erste Niederlage hinnehmen müssen. Dem Mädchen war die Flucht gelungen, und auch Juan, seinem Bruder, hatten die Schrumpfköpfe nicht aufstöbern können.

Eine Schande, die schnell ausgebügelt werden mußte, denn wenn es sich herumsprach, sank das Ansehen des Magiers.

Bisher hatte Caligro es geschafft, die Inselbewohner unter seiner Knute zu halten. Er war der unumschränkte Herrscher auf dem Eiland. Ihm gehorchten alle, denn er allein beherrschte die Magie des Voodoo.

Der weiße Magier dachte daran zurück, als er noch ein Nichts war. Ein Artist, der von Land zu Land zog und mit Zauberkunststücken sein Publikum mehr oder weniger erfreute. Dann hatte er den alten Medizinmann getroffen. Und dieser hatte einen Narren an Caligro gefressen. Er weihte ihn in die Kunst des Voodoo-Zaubers ein, lehrte ihn die uralten Beschwörungen und berichtete von den Geheimnissen der Hölle und des Jenseits.

Er lockte die dunklen Kräfte, und er erklärte Caligro den unheimlichen Totenzauber.

Das war es, was der Magier gewollt hatte.

Den Totenzauber beherrschen!

Er kaufte die Insel, und der alte Medizinmann starb bald. Damit Caligro sicherging, daß die Leiche nicht wieder zum Leben erweckt wurde, verbrannte er den Toten und verstreute die Asche ins Meer.

Nun begab er sich daran, die Insel zu beherrschen. Die Eingeborenen waren leicht durch seine Magie zu beeinflussen. Caligro sorgte dafür, daß ein kleiner Ort entstand und daß ein Hafen gebaut wurde. Sogar Polizeibeamte setzte er ein, und er ließ auch einen Friedhof anlegen. Dort wurden die Toten begraben. Caligro war sicher, daß er sie eines Tages zurückholen würde, wenn der Totenzauber klappte. Bisher hatte er ihn noch nicht ausprobiert, sondern sich nur mit der Herstellung von Schrumpfköpfen beschäftigt; doch in der nächsten Nacht wollte er die ersten beiden Toten zum Leben erwecken.

Es eilte.

Mit diesem Vorsatz schritt er durch sein großes Haus. Nur an vereinzelten Stellen brannte Licht. Viele Winkel und Ecken lagen im Dunkeln. Eine unheimliche Atmosphäre herrschte hier. Bilder und Figuren an den Wänden zeigten die Totenmasken der Ermordeten, deren Schrumpfköpfe entlang des Gartenweges auf den Stangen hockten. Schwarze Magie hielt sie am Leben, und obwohl Caligro

selbst ein Magier des Bösen war, nannte er sich der Weiße Magier.

Das hatte seine Tradition.

Er trug nur weiße Kleidung. Dadurch allein hob er sich von den anderen Magiern ab. Sein weiter Umhang reichte bis zum Boden, und auch die Hälfte seines Gesichts hatte eine kalkige Farbe. Dafür wuchs ein wilder, rotbrauner Bart bis weit über sein Kinn, und die langen Haare berührten seine Schultern.

Um seinen Hals hing eine Kette aus purem Gold, ein Geschenk des verstorbenen Medizinmannes. Diese Kette bestand aus zahlreichen Plättchen, und an ihr hing eine goldene, rechteckige Platte, in die magische Zeichen graviert waren.

Sie entstammten dem Voodoo-Kult und zeigten die vier Elemente.

Feuer – Wasser – Erde – Luft!

Diese Elemente wollte Caligro sich Untertan machen, er wollte sich zum Herrscher aufschwingen und sie unter seine Kontrolle bringen. Das war sein Fernziel.

Vor einer stabilen Tür blieb er einen Augenblick stehen, um zu lauschen.

Die Trommeln wurden geschlagen.

Das ewige Tam-Tam hallte selbst durch die Mauern des Hauses.

Ein böses Lächeln umspielte die Lippen des Magiers. Die Eingeborenen regierten so, wie er es hatte haben wollen.

Sie bereiteten alles vor.

In der Nacht sollten die Toten erwachen. Zuerst zwei, dann würden es mehr sein…

Caligro öffnete die Tür. Dahinter lag eine Treppe, die in den Keller führte. Er barg grausame Geheimnisse, war eine Kammer des Schreckens, in der sich nur Menschen wie Caligro wohl fühlen konnten.

Langsam schritt er die Stufen hinab.

In die Wand waren Nischen gehauen worden. Diese wiederum wurden von brennenden Kerzen ausgeleuchtet.

Caligro ließ die Treppe hinter sich und schritt durch einen langen Gang, der in einem düsteren Gewölbe mündete.

Dort befand sich seine Folterkammer!

Sein eigentliches Reich…

Es war ein Gewölbe des Schreckens, ein unheimliches Laboratorium, in dem all das aufbewahrt wurde, was der Weiße Magier benötigte.

Zangen, Sägen, Pinzetten, geheimnisvolle Tinkturen, rätselhafte Schriften, Tiegel und Töpfe.

All dies war in den Regalen und offenen Schränken verteilt. Sonst stand immer ein großer Tisch in der Mitte des Gewölbes, doch den hatten Diener zur Seite gerückt.

Es mußte Platz geschafft werden.

Platz für zwei Särge!

Sie standen dort und strahlten eine unheimliche Aura aus. Die oberen Hälften der Särge bestanden aus Glas, damit jeder hineinschauen konnte. Die unteren Teile waren aus Holz gefertigt wie bei einer normalen Totenkiste.

Auch die Griffe wichen nicht von den üblichen ab, doch die Innenausstattung der Särge war bereits wieder mit dem Wort Luxus zu umschreiben.

Da gab es Kissen aus rotem Samt für die Köpfe der Toten, und auch die Unterlage bestand aus Samt.

Die Leichen lagen weich.

Und leer waren die Särge auch nicht. Zwei Tote hatte man dort hineingelegt.

Zwei Frauen…

Mit ihnen wollte der Magier sein schauriges Experiment beginnen.

Vor den Kopfenden der Särge blieb Caligro stehen. Er wandte den Blick nach rechts, schaute durch das gläserne Oberteil und in das leichenblasse Gesicht einer langhaarigen blonden Frau. Sie trug ein weißes Kleid, ein Leichenhemd der allerbesten Qualität. Diese Frau war die Tochter eines Millionärs gewesen, der eine Kreuzfahrt durch die Westindischen Inseln unternommen hatte. Beim Landgang kidnappten Caligros Leute die Frau.

Getötet hatte der Magier sie dann selbst.

Caligro drehte den Kopf und blickte in den zweiten Sarg. Dort lag eine dunkelhäutige Schönheit mit schwarzem Kraushaar, die einmal Miß Karibik gewesen war. Der Weiße Magier hatte sie gesehen und als Opfer auserkoren.

Sie zu kidnappen, bereitete seinen geschulten Leuten ebenfalls keine Schwierigkeiten.

Auch die Dunkelhäutige trug ein weißes Leichenhemd. Wie die andere Tote hatte auch sie beide Hände unter der Brust zusammengefaltet.

Ein wissendes Lächeln umspielte den Mund des Magiers. In den nächsten Stunden würde sich zeigen, ob er mit seinem Experiment Erfolg hatte. Dann nämlich, wenn die Frauen aufstanden und als lebende Tote weiterhin existierten.

Kerzen, die in hohen, dreieckigen Leuchtern steckten, gaben ein gespenstisches Licht ab. Sie zauberten Helligkeit und Schatten, gaben der Atmosphäre etwas noch Geheimnisvolleres.

Hier war kein Ort, an dem ein normaler Mensch gern verweilt hätte. Dieser Keller war ein Hort des Satans, und nur pervertierte Typen konnten sich dort wohlfühlen.

Typen wie Caligro…

Langsam drehte er sich um. Er hatte genug gesehen, jetzt wurde es

Zeit, daß er etwas unternahm.

Dicht neben dem Ausgang hing das geflochtene Band einer Klingel. Caligro zog daran, und der Laut verwehte irgendwo im Haus.

Er war aber vernommen worden, denn schon bald tappten nackte Füße die Treppenstufen herab.

Die Diener erschienen.

Ihre massigen Körper verdunkelten den Kerzenschein. Sie blieben vor ihrem Meister stehen und verbeugten sich.

Caligro schaute die vier Insulaner an. Sie hätten überall als Bodybuilder auftreten können, so kräftig waren sie gewachsen. Unter der dunklen Haut spielten gewaltige Muskeln, und die negroiden Gesichtszüge bewiesen, daß Caligro hier Einheimische vor sich hatte.

Nur die Augen blickten seltsam leer und stumpf. Ein Zeichen, daß die Männer unter einem Bann standen. Einem Bann, den der Weiße Magier ausgelöst hatte.

Und nur er allein konnte sie davon befreien. Ja, er beherrschte die Kunst der Hypnose fast perfekt.

Die nackten Oberkörper der Männer glänzten ölig. Die Diener trugen nur Lendenschurze, die von breiten Gürteln gehalten wurden, damit sie ihre Kurzschwerter darin unterbringen konnten.

»Ihr wißt, weshalb ich euch gerufen habe?« fragte Caligro.

Nicken.

»Dann nehmt die beiden Särge und tragt sie zum Festplatz des Teufels. Aber seid vorsichtig, es ist ein sehr seltenes Gut, das ihr transportieren müßt.«

Die Insulaner nickten wieder, teilten sich, und jeweils zwei von ihnen traten an die Särge.

Sie bückten sich.

Kräftige Fäuste umspannten die Griffe. Die Särge waren sehr schwer, doch es bereitete den Männern keine Mühe, sie hochzuhieven. Wozu normalerweise vier benötigt wurden, das schafften hier zwei.

Caligro war zufrieden.

Hinter seinen Vasallen schritt er die Stufen der Steintreppe hoch.

Sie verließen den Keller, durchquerten die große Diele, und Caligro ging an den Trägern vorbei, um die Tür zu öffnen.

Feuchte Luft schlug ihnen entgegen und der dumpfe Klang der gefährlichen Voodoo-Trommeln.

Den Vorgarten seines Hauses hatte Caligro in eine tropische Landschaft verwandelt, die von gepflegten Wegen durchschnitten wurde. Auf den Pfaden lag der Kies. Er schimmerte hell im Mondlicht.

Es war Vollmond, so daß nichts fehlte, um die Beschwörung in die Tat umzusetzen.

Die Träger schritten über einen gepflegten Weg, erreichten die hohe weiße Mauer mit dem schmiedeeisernen Tor, stießen es auf und

erreichten einen Pfad, der in den Dschungel zum Festplatz führte.

Die Luft wurde noch stickiger und schwüler. Zahlreiche Vogelarten lärmten und kreischten in den Bäumen. Die Tiere spürten, daß ein wichtiges Ereignis dicht bevorstand, und hatten sich deshalb noch nicht zur Ruhe begeben.

Die Affen übertönten mit ihren fast menschlich klingenden Schreien alle anderen Geräusche. Sie turnten von Baum zu Baum, rissen an den Zweigen und veranstalteten einen Heidenlärm.

Der Festplatz lag nicht weit vom Friedhof entfernt. Die beiden Flecken befanden sich sogar dicht nebeneinander, und es konnte sein, daß auch die Toten auf dem Friedhof mit auferstanden. Dieser Erfolg wäre natürlich noch größer gewesen.

Caligro hoffte es.

Das Wummern der Trommeln begleitete sie auf ihren Weg. Der Rhythmus war für den weißen Magier die Musik der Hölle. Sie würden ihn unterstützen, wie auch die Tänzer, die mit ihren nackten Füßen auf den harten Lehmboden stampften.

Als sie die Lichtung erreichten, verstummten die Trommeln für einen Augenblick.

Zahlreiche Menschen hatten sich an dem Ort des Schreckens versammelt. Männer, Frauen und Kinder. Sie waren gekommen, um das Ereignis mitzuerleben und dem großen Magier zu huldigen.

Ein Feuer brannte in der Mitte.

Hoch loderten die Flammen zum Nachthimmel, breiteten ihren glutroten Schein aus und ließen die fratzenhaften, bemalten Gesichter der Männer noch dämonischer erscheinen.

Hinter dem Feuer standen zwei Pfähle. Ähnlich wie die Marterpfähle bei den Indianern des Nordens.

Und an diese Pfähle gebunden waren zwei Puppen.

Sie sahen täuschend echt aus. Man hätte meinen können, die Frauen im Sarg vor sich zu haben.

Ihre Gesichter waren ebenso starr und leblos, die Augen blickten wie tote Glasmurmeln – ohne Gefühl.

Ein schauriges Bild.

»Stellt die Särge ab!« befahl Caligro seinen vier Trägern.

Sie wußten, wie sie es zu machen hatten. Die Männer traten bis dicht vor die Puppen und ließen dort die Särge nieder.

Den mit der blonden Frau stellten sie vor die blondhaarige Puppe, den mit der schwarzen vor die andere.

»Öffnen!«

Die Stimme des Magiers hallte über die Lichtung.

Seine Diener bückten sich.

Gleichzeitig begann eine Trommel zu dröhnen. Leicht nur, aber unüberhörbar.

Dummdummdumm… klang es.
Die Totenmelodie.
Die Obergestelle wurden abgehoben und zur Seite gestellt. Dann traten die vier Diener zurück, und Caligro übernahm jetzt die Initiative.
Er stellte sich mit dem Rücken zum Feuer auf, so daß seine Gestalt sich vor den Flammen abhob.
Die Trommel dröhnte weiter, allerdings nicht so laut, als daß sie die Stimme des Weißen Magiers übertönt hätte.
Zahlreiche Gesichter wandten sich Caligro zu. Die Menschen befanden sich in einem Taumel, sie hatten Alkohol getrunken und getanzt. Dieser wilde Rhythmus, der heiße Totentanz, der oft bis zur Erschöpfung durchgehalten wurde, machte die Menschen zu willenlosen Sklaven in der Hand eines Verbrechers.
Caligro sah in die zahlreichen Augenpaare.
Hündische Ergebenheit strahlte ihm entgegen.
Ja, so wollte er es haben.
»Die Stunde der Bewährung ist gekommen!« rief er. »Heute werde ich euch beweisen, daß selbst die Toten mir, nur mir allein gehorchen. Ich habe die Kraft, ich habe die Macht, und ich werde die Toten aus ihrem Zustand erwecken. Die Nacht der Zombies bricht an, Freunde! Ihr dürft dabei sein!«
Trommelwirbel!
Hart und schnell geschlagen.
Danach Stille – abwarten.
Der Weiße Magier sprach weiter. »Wir haben auch Feinde, das wißt ihr. Verräter haben sich in eure Reihen geschlichen. Da war Jorge, der es versuchen wollte, jedoch in meine Falle lief. Auch Evita hat sich gegen mich gestellt und ebenfalls ihr Bruder Juan!«
»Tod! Tod ihnen!« riefen die Stimmen.
Der Magier lächelte. Er befand sich auf dem richtigen Weg. Sie würden ihm aus der Hand fressen. »Wir werden diese beiden Verräter vernichten müssen, sie dürfen uns nicht entkommen. Juan befindet sich noch auf der Insel, das weiß ich. Doch Evita ist aufs Meer geflohen. Dort ist sie nicht in Sicherheit. Wenn diese Beschwörung hier gelingt, erwecke ich auch all die Toten auf dem Meeresgrund, damit sie die Verräterin fassen und vernichten.«
Andächtig lauschten die Menschen den Worten ihres Anführers.
Ihre Blicke hingen gläubig an Caligros Lippen, sie saugten jedes seiner Worte in sich auf wie Balsam. Dieser Mensch verstand es, die Massen zu mobilisieren und in seinen Bann zu ziehen, denn er besaß die Ausstrahlung des Bösen.
»Vorerst jedoch werde ich den Versuch bei diesen beiden Frauen unternehmen«, sagte der Magier mit lauter Stimme. »Der uralte

Zauber soll wieder aufleben. Voodoo ist nicht zu töten. Die Geheimnisse werden vererbt, und nur die Großen wissen sie zu nützen. Gebt mir die magischen Nadeln.«

Zwei Diener näherten sich ihm. Sie trugen eine Tasche aus Stoff, öffneten sie und hielten sie dem Weißen Magier hin.

Der griff hinein.

Atemlose Stille lag über dem Platz. Nur weiter entfernt lärmten die Tiere des Dschungels, auch das Rufen und Locken der Trommeln war verstummt.

Caligro nahm die erste Nadel. Sie war so lang wie der Unterarm eines Mannes und pechschwarz. Nur die Spitze vorn war rot, als wäre sie in Blut getaucht worden.

Der Magier ging auf die Puppe mit der blonden Perücke zu. Einen Schritt davor blieb er stehen.

Er hob den rechten Arm.

Die Menschen hielten den Atem an.

Die Spitze der Nadel wies auf den rechten Arm der Puppe. Ungefähr dort, wo sich die Innenseite des Ellbogens befand.

Dann ruckte der Arm vor.

Hart stach der Magier die Nadel in den Puppenarm.

Die nächste Nadel.

Die hieb er in den linken Arm der blondhaarigen Puppe. Dann nahm er sich die Beine vor, die Hände, die Füße, den Hals…

Schließlich war die Puppe mit den geheimnisvollen Voodoo-Nadeln gespickt.

Doch Caligro war noch nicht fertig. Er wandte sich der nächsten Puppe zu.

Auch sie spickte er mit den Voodoo-Nadeln.

Schließlich trat er zurück. Er drehte sich um und schrie seinen Dienern zu: »Tanzt, tanzt den Totentanz, damit die Leichen das werden, was sie früher einmal waren!«

Wieder rumorten die Trommeln.

Hektisch und dumpf hallten die Schläge über die Lichtung. Die Menschen bewegten sich im Rhythmus der Trommeln, sie wiegten ihre Körper, mal nach vorn, dann nach hinten, schließlich zur Seite, einmal rechts, einmal links.

Es war ein Zucken und Zittern, ein Stampfen und Klatschen nackter Füße. Man faßte sich an den Händen, bildete einen Kreis, tanzte um das Feuer und die beiden Särge herum.

Die Geister der Toten wurden beschworen, während Caligro auf die Knie gesunken war und sein Kopf hin- und herpendelte.

Schreckliche Laute stieß er aus, er rief die Kräfte des Jenseits.

Plötzlich verblaßte der Mond. Finsternis legte sich über die Lichtung, ein Windstoß fuhr vom Meer heran, griff wie mit Riesenfingern in das

Feuer, teilte die Glut und warf die Funken weit über den Wald, wo sie als glühender Regen zwischen die Bäume fielen.

Und weiter hämmerten die Trommeln.

Eine schreckliche, makabre Melodie. Männer, Frauen und Kinder wurden in den Bann des Grauens gezogen. Sie gerieten in Ekstase, ihnen wurde nicht bewußt, was um sie herum vorging.

Manche schrien gellend auf, brachten sich mit ihren eigenen Fingernägeln Wunden bei.

Blut tropfte daraus hervor, berührte die Erde und verdampfte zischend. Der Grund und Boden war dem Bösen geweiht. Die Hölle hatte davon Besitz ergriffen.

Und die beiden Toten spürten die Kraft der Nacht. Die Finsternis war ihr Verbündeter. Sie kroch wie eine Schlange in ihre Leiber, um ihnen das andere, schaurige Leben zu bringen. Die magische Sphäre der Voodoo-Nadeln ging auf sie über und holte sie aus dem Totenzustand zurück.

Sie bewegten sich.

Zuerst hob die blonde Frau den rechten Arm. Sie knickte ihn ein, krümmte die Finger und stützte sich auf.

Da verstummten die Trommeln.

Auf der Stelle blieben die Menschen stehen.

Schweißnasse Gesichter waren den beiden Särgen zugewandt, und jeder sah, daß die beiden Frauen aus ihren Totenkisten stiegen.

Die Beschwörung war erfolgreich verlaufen…

***

»Wer bist du?« fragte ich den jungen Mann.

»Ich heiße Juan.«

»Und wo kommst du her?«

»Ich habe mich versteckt.«

Suko und Myxin waren stehengeblieben. Ich winkte sie zu mir.

Langsam schlenderten sie herbei.

Ich erklärte ihnen, was ich erfahren hatte, und Suko stellte die nächste Frage.

»Warum hast du dich versteckt?«

»Weil sie mich sonst töten würden.«

Wir warfen uns bedeutsame Blicke zu. Ich lächelte und reichte dem jungen Mann die Hand. »Mein Name ist John Sinclair«, sagte ich. »Laß uns Freunde sein.«

Zögernd schlug er ein. »Ihr seid fremd hier?«

»Ja.«

»Ich habe euch gesehen. Ihr hattet Glück, daß ihr nicht an den Klippen zerschellt seid. Aber was wollt ihr auf dieser Insel?«

»Einem Mann das Handwerk legen Caligro!«

»Nein!« Juan wich zurück. Er schluckte und wischte sich über das mit Bartstoppeln bedeckte Gesicht. »Ihr wollt – ihr wollt…«

»Ja, wir sind wegen Caligro gekommen?«

»Seid ihr Magier?«

»Warum?«

»Nun, weil nur ein Magier den Weißen Magier selbst besiegen kann. Caligro ist der absolute Herr der Insel. Was er sagt, das muß geschehen. Er ist es, der befiehlt. Er hat die Macht über die Toten, er ist die Hölle und der Satan in einer Person.«

»Ein Freund von ihm scheinst du nicht gerade zu sein«, bemerkte ich.

»Nein, ich bin sein Feind.«

»Dann hast du ja die richtigen Leute getroffen. Führe uns zu ihm, wenn du kannst.«

»Ja, ich kann. Aber…«

»Was ist mit aber?«

»Caligro ist gefährlich. Ihr dürft ihn nicht unterschätzen. Er hat bisher all seine Feinde besiegt, doch er ist noch niemals besiegt worden. Das müßt ihr wissen.«

»Wir haben keine Angst«, sagte Suko, und Myxin nickte bestätigend.

»Dann versucht es.«

»Du kennst dich doch aus?« wollte ich wissen.

»Sehr gut sogar. Ich bin auf dieser Insel geboren, und selbst die Schrumpfköpfe haben mich nicht gefunden.«

»Welche Köpfe?« fragte Suko und ich wie aus einem Mund.

»Wißt ihr denn nichts?« tat der junge Mann erstaunt.

»Nein.«

»O Herr, ihr Ahnungslosen. In was stolpert ihr da nur rein.«

»Kläre uns mal auf«, verlangte ich. Juan erzählte. Was wir da zu hören bekamen, war nicht gerade dazu angetan, unseren Optimismus zu fördern, doch wir gingen nach dem alten Sprichwort vor: bangemachen gilt nicht. Wir würden diesen Magier schon zurechtstutzen. Außerdem ist eine erkannte Gefahr nur eine halbe Gefahr.

»Wollt ihr immer noch gehen?« fragte Juan zum Schluß.

»Ja.«

»Dann führe ich euch.«

Juan haßte den Magier. Das hatte er uns mehr als einmal zu verstehen gegeben. Und er dachte dabei auch an seine Schwester, die mutterseelenallein irgendwo auf dem Meer in ihrem Boot hockte.

Wir mußten in die Felsen.

Juan – barfüßig – kletterte wie eine Gemse. Für ihn waren die schwierigen Passagen kein Problem, er war hier zu Hause. Wir jedoch mußten achtgeben, daß wir nicht abstürzten, und auch die Dunkelheit machte uns zu schaffen.

Zum Glück war Juan ein ausgezeichneter Führer. Er schien im Dunkeln sehen zu können, und als wir nach einer halben Stunde ein flaches Plateau erreichten, atmeten wir auf.

»Das wäre geschafft«, sagte ich, wollte noch etwas hinzufügen, doch ein Geräusch riß mir die nächsten Worte von den Lippen.

Trommeln.

Ich schaute Juan an.

Er nickte. »Ja, John«, flüsterte er. »Das sind die Totentrommeln, die wir da hören.«

»Kannst du die Botschaft verstehen?« Ich wußte, daß die Trommeln oft Botschaften verkündeten.

Juan ging ein paar Schritte zur Seite, lauschte und nickte. Sein Gesicht war ernst. »Sie rufen die Geister der Hölle«, erklärte er uns.

»Wie ich schon sagte, das sind die Totentrommeln. Wenn sie geschlagen werden, sind auch die Zombies nicht mehr weit.«

»Du meinst die lebenden Leichen?«

»Ja, John.«

Zombies – Voodoo, alles eine Verbindung. Wenn es wirklich stimmte, daß die Leichen aus ihren Gräbern stiegen, waren wir ja richtig.

Juan Torres fuhr fort: »Gegen die Leichen haben wir keine Chance. Sie sind unverwundbar.«

»Abwarten«, meinte Suko trocken und überprüfte das Magazin seiner Pistole.

Und auch ich nickte.

»Aber die lebenden Leichen sind…«

»Wir haben Silberkugeln«, erklärte ich gelassen und nahm unserem jungen Freund erst einmal die Anfangsangst.

Dann gingen wir weiter. Schon bald blieb die Küste mit ihren steilen Felsen zurück, und wir näherten uns den tropischen Regenwäldern, die einen anderen Teil der Insel bedeckten. Über den dunklen Kronen der Bäume schwebte der Trommelklang.

Dumpf, drohend…

Wir mußten zum Festplatz, hatte uns der junge Führer gesagt.

Und den fanden wir dicht am Friedhof. Ja, sie würden die Beschwörung am Friedhof vornehmen. Klar, dann waren sie ja direkt vor Ort.

Der Boden unter unseren Füßen wurde weicher. Wir sahen die Konturen einiger Hütten. Zwei Köter kläfften, als wir in ihrer Nähe vorbeistrichen.

»Das Dorf ist leer«, bemerkte Juan. »Die Menschen sind bestimmt zum Festplatz gegangen.«

»Mit wie vielen Gegnern haben wir es dann zu tun?« wollte ich wissen.

»Das Dorf steht gegen uns.«

Keine berauschenden Aussichten.
Da war es wirklich schwer, den Magier aus seiner Reserve zu locken.
Hoffentlich packten wir es.
»Ich kenne eine Abkürzung«, wisperte Juan. »Wir müssen uns aber durch den Dschungel schlagen.«
»Meinetwegen auch das«, erwiderte ich.
Juan Torres ging vor.
Er kannte sich hier wirklich aus. Der junge Mann erinnerte mich an eine Schlange, so elegant wand er sich durch das manchmal wanddichte Unterholz.
Die Geräusche des Regenwaldes umgaben uns.
Da war ein Pfeifen, Kreischen und Schreien. Manchmal starrten glühende Augen zu uns herab und waren blitzschnell wieder verschwunden, wenn einer von uns sich zu hastig bewegte.
Der Schweiß brach mir aus allen Poren.
Am Strand hatte der Wind noch gekühlt, hier im Wald stand die Luft. Unzählige Insekten flogen gegen unsere Gesichter, stachen, und ich gab es schon ein paar Yards später auf, nach ihnen zu schlagen.
Es hatte einfach keinen Sinn.
Der Boden war weich und nachgiebig. Das Trommeln begleitete uns. Gedämpft drang es an unsere Ohren.
Juan drehte sich manchmal um und lachte mit blitzenden Zähnen.
Er wollte uns Mut machen.
Myxin hielt sich tapfer. Ihm schien der Gang am wenigsten zuzusetzen. Den dunklen Himmel konnten wir überhaupt nicht sehen.
Kein Stern blinkte, wir kamen uns vor wie in einem feuchtheißen Tunnel.
Aber auch er hatte ein Ende.
Wir verließen den Dschungel und erreichten einen schmalen Weg, der sich bald teilte.
Juan erklärte uns, daß es rechts zum Haus des Weißen Magiers hochging, wir jedoch nahmen den linken Weg.
Der Festplatz mußte nicht mehr weit entfernt sein, denn das Dröhnen der Trommeln war lauter geworden.
Und noch etwas anderes vernahmen wir.
Stimmen!
Sie schrien und kreischten. Die Geräusche hörten sich an, als befänden sich Menschen in wilder Ekstase.
Ich sprach Juan darauf an.
Er nickte heftig. »Ja, sie tanzen«, erklärte er mir. »Das ist der Totentanz. Der Höhepunkt ist nicht mehr fern, dann werden die Zombies aus den Gräbern steigen.«
Das wollten wir verhindern.
Ich hatte schon des öfteren mit lebenden Leichen zu tun gehabt und

wüßte, wie grausam und gefährlich sie waren. Nein, ich hatte wirklich keinen Bedarf, mich abermals mit den Höllengeschöpfen herumzuschlagen. Ich warf einen Blick zur Uhr und stellte fest, daß es nur noch zehn Minuten bis Mitternacht waren.

»Laßt uns schneller gehen!« forderte ich Juan auf.

Der Insulaner nickte. Er sagte gleichzeitig, daß wir einen Umweg gehen mußten, allein wegen der Gefahr der Entdeckung.

Ich war einverstanden.

Geduckt schlichen wir uns an den Festplatz heran. Wir mußten wieder durch den Dschungel, aber wir sahen bereits den flackernden Widerschein des Feuers durch, die Büsche tanzen.

Es war nicht mehr weit.

Ich tastete nach meinen Waffen.

Kreuz, Pistole und Messer – alles war vorhanden. Meinen Bumerang hatte ich nicht mitgenommen, ich hoffte mich ohne ihn durchzuschlagen.

Und für Zombies reichten Silberkugeln.

Zwei Reservemagazine steckten in meinen Taschen.

Auf dem Bauch robbten wir uns an den Festplatz heran. Allerdings kamen wir von der Rückseite und mußten deshalb über den kleinen Friedhof.

Eine niedrige Mauer zäunte ihn ein.

Neben der Mauer blieben wir liegen. Juan hob den Kopf und schaute zum Feuer hin.

Noch schlugen die Trommeln, noch kreischten die Menschen, doch plötzlich war es still.

Juan tauchte wieder in Deckung der Mauer.

Wir hörten die Stimme des Weißen Magiers, verstanden jedoch nicht, was gesprochen wurde.

»Sie stehen dicht vor dem Ziel«, wisperte der Insulaner. »Wenn wir etwas erreichen wollen, müssen wir jetzt los.«

Ich nickte. Mein Blick traf Sukos Gesicht, und ich sah, daß auch er einverstanden war, ebenso wie Myxin.

Wir mußten über den Friedhof, um auf den Festplatz zu gelangen.

Es war ein wilder, düsterer Totenacker. Man hatte die Kreuze und Steine aus dem Boden gerissen und kurzerhand umgekippt. Kein christliches Symbol war mehr zu sehen.

Viele Gräber waren eingefallen und ungepflegt. Hohes Gras hatte die meisten überwuchert. Es bewegte sich wie die Wellen des Meeres, als wir nach vorn schlichen.

Suko und ich liefen an Juan vorbei. Wir wollten die ersten am Festplatz des Schreckens sein.

Längst lagen die Pistolen in unseren Händen.

Dann sahen wir die beiden Pfähle. Obwohl wir uns von der Rückseite

her näherten, war zu erkennen, daß an die Pfähle zwei Personen gefesselt waren.

Und der Weiße Magier stand davor.

Sein helles Gewand wurde vom zuckenden Schein der Flammen übergossen. Caligro bewegte sich. Er beschäftigte sich mit den beiden Gefesselten.

Folterte er sie?

Der Gedanke daran brachte in mir die Galle hoch und trieb mich zu noch größerer Eile an.

Ich wollte schon auf den Festplatz laufen, als ich die beiden Särge sah.

Abrupt blieb ich stehen und sah die beiden Frauen, wie sie langsam aus den Särgen stiegen.

Die ersten Zombies…

***

Der Anblick faszinierte nicht nur mich, sondern auch meine Freunde. Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, daß Juan einige Kreuzzeichen hintereinander schlug.

Die beiden weiblichen Zombies unterschieden sich grundlegend.

Die eine hatte blonde Haare, die andere dunkle. Auch war die Blondhaarige eine Weiße, während es sich bei der Dunkelhaarigen um einen Mischling handelte.

Ich hatte wie gesagt schon des öfteren Zombies beobachtet. Irgendwie verhielten sie sich alle gleich.

Da waren die eckigen, beinahe roboterhaften Bewegungen mit denen die Frauen aus ihren prunkvollen Särgen stiegen. Da waren die bleichen Gesichter und der stumpfe Ausdruck in den Augen.

Es gab keine andere Möglichkeit. Die beiden mußten einfach Zombies sein!

Sie näherten sich dem Feuer, wo der Weiße Magier stand. Caligro erwartete sie mit ausgestreckten Armen, nahm die beiden an die Hand und führte sie zur Seite.

Er präsentierte sie dem faszinierten, ungläubig staunenden Publikum.

Niemand sprach.

Nur das Knistern der Flammen war zu hören. Der Weiße Magier aber lachte. Lauthals hallte sein Gelächter über den Festplatz.

»Da seht ihr es!« rief er. »Ich habe es geschafft. Ich habe die Toten zum Leben erweckt. Das sind die ersten. Andere werden folgen, und sie werden nur mir allein gehorchen.«

Die Zuhörer senkten die Köpfe. Sie zitterten. Selbst der zuckende Flammenschein konnte die Angst auf ihren Gesichtern nicht verwischen.

Ich spürte eine Bewegung neben mir. Suko schob sich dicht neben

mich. »Sollen wir eingreifen?« wisperte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, warte noch. Das können wir später tun. Ich will erst sehen, wie es weitergeht.«

»Okay.«

Es ging weiter.

Und wie.

Caligro ließ die Hände der Untoten los und drehte sich um. In der Bewegung hob er den Arm, winkte.

Sofort setzten sich seine vier Leibwächter in Bewegung. Die Diener mit den gräßlich bemalten Gesichtern blieben vor den lebenden Leichen stehen und zogen ihre Kreuzschwerter.

»Schlagt zu!« brüllte der Weiße Magier.

Die Waffen pfiffen durch die Luft, hieben in die Körper der Untoten und wurden wieder herausgezogen.

Nichts geschah. Die Frauen blieben stehen.

Caligro lachte. »Ist das der Beweis?!« schrie er. »Es sind lebende Tote, sie können nicht mehr sterben, und doch gehorchen sie mir.«

Er deutete auf die beiden Pfähle. »Bindet die Puppen los!«

Diese Aufgabe übernahmen wiederum die Diener.

Puppen hingen also an den Pfählen.

Natürlich, wie konnte es beim Voodoo-Zauber auch anders sein.

Ich preßte die Lippen zusammen. Die vier Kerle gerieten verdammt nah an uns heran. Wenn wir nicht achtgaben, würden sie uns sehen. Deshalb wollten wir ihnen zuvorkommen.

»Jetzt!« schrie ich meinen Freunden zu, startete und sprang als erster auf die Lichtung…

***

Ein Bombeneinschlag hätte keine größere Wirkung erzielen können. Die Anwesenden schienen plötzlich zu erstarren. Selbst der Weiße Magier bewegte sich nicht.

Er starrte uns nur aus rotumränderten Augen an.

Wir hatten uns so hingestellt, daß wir die Menschen im Blickfeld hatten. Und natürlich Caligro, außerdem seine vier Diener mit den bemalten Fratzen.

Myxin hielt sich etwas zurück. Ebenso wie Juan, von dem ich hoffte, daß er in Deckung bleiben würde.

Alle Anwesenden standen wie festgeleimt. Keiner wagte ein Wort zu sagen. Ich hatte sogar das Gefühl, die Leute würden den Atem anhalten.

Selbst die beiden Zombies rührten sich nicht.

Caligro wußte, was er seiner Rolle schuldig war. Er fragte: »Wer sind Sie?«

Ich sah keinen Grund, ihm die Antwort zu verweigern und erwiderte:

»Mein Name ist John Sinclair.«

»Und?«

Der Weiße Magier fühlte sich inmitten seiner Übermacht sicher.

Dazu hatte er auch allen Grund, denn wir waren nur zu viert und leicht zu überrumpeln.

»Ich bin hier, um Ihrem verdammten Spuk ein Ende zu bereiten!«

»Sie?«

»Ja, ich!«

Caligro lachte. Er warf dabei den Kopf in den Nacken, und sein langer rotbrauner Bart zitterte. »Sie wollen mich vom Thron stürzen? Machen Sie sich nicht lächerlich. Ich bin der Herr über die Toten. Sie gehorchen mir.« Er zeigte auf die beiden lebenden Leichen.

»Wissen Sie, daß diese Frauen tot sind und trotzdem leben?«

»Das weiß ich.«

Mit dieser Antwort hatte er wohl nicht gerechnet, denn, er zuckte zusammen.

»Sie scheinen den Ernst der Lage noch nicht begriffen zu haben!« zischte er mich an.

»O doch«, erwiderte ich, »das habe ich. Aber Ihre untoten Gestalten können mir keine Angst einjagen!«

Ich sprach die Worte gelassen aus. Das Echo darauf war Gemurmel und Geraune.

Ich fing einen Blick von Suko auf. Er warnte mich mit den Augen, nicht zu übermütig zu werden.

Das hatte ich auch nicht vor, doch ich wollte eine Demonstration, wollte beweisen, daß hinter meinen Worten auch Taten steckten.

Nicht nur die beiden Untoten warteten auf den Befehl ihres Meisters, sondern auch die vier grellbemalten Krieger.

Sie standen sprungbereit. Ihre Hände lagen auf den Griffen der Kurzschwerter. Innerhalb von Sekundenbruchteilen würden sie die Waffen gezogen haben.

»Schlagt ihn nieder!« brüllte der Weiße Magier plötzlich. »Zeigt ihm wer der Herr ist!« Während er die Worte ausspie, deutete er auf die beiden untoten Frauen.

Sie reagierten sofort.

Wie gut gelenkte Roboter setzten sie sich in Bewegung und staksten auf mich zu.

Zwei Schritte weit ließ ich sie gehen. Ich sah die toten Augen, die leichenblassen Gesichter und roch bereits den leichten Modergeruch, der von ihnen ausging.

Ich schoß.

Hier vernichtete ich kein Leben, sondern ein untotes Dasein. Den Zombies mußte Einhalt geboten werden.

Meine erste Kugel war gegen die Blonde gezielt. Das Silbergeschoß

stoppte sie. Die Untote verdrehte die Augen und spreizte die Arme vom Körper – dann kippte sie einfach um.

Ich schwenkte die Waffe nach rechts. Die dunkelhäutige Untote war bereits einen Schritt näher bei mir, so daß ich gar nicht vorbeischießen konnte.

Der Schuß peitschte auf.

Wieder saß die Kugel genau.

Stumm fiel das lebende Monster zu Boden und rührte sich nicht mehr.

Sofort wirbelte ich herum und legte auf den Magier an. Doch der war bereits gedeckt. Zwei seiner grell bemalten Diener hatten die Situation erkannt und sich schützend vor ihren Meister gestellt.

Sie schauten genau in das Loch der Pistolenmündung.

Die anderen beiden behielten Suko im Auge. Die Kerle standen auf dem Sprung, ein Wink ihres Meisters nur, und sie würden sich abfedern.

Schräg links von mir hielt sich Myxin auf. Ich ahnte ihn mehr, als daß ich ihn sah.

»Caligro«, sagte ich, »kommen Sie her!«

»Zum Henker mit Ihnen!« keuchte er. »Wie haben Sie es geschafft?«

»Geweihte Silberkugeln!«

Er schnaufte wild. »Sie kommen hier nicht weg. Sie können die Insel nicht verlassen. Der Voodoo wird Sie vernichten!«

»Aber nach Ihnen«, gab ich kalt zurück.

Im nächsten Augenblick wurde ich eines Besseren belehrt. Juan Torres schrie plötzlich auf.

»Die Toten!« brüllte er. »Die Toten steigen aus den Gräbern…«

Im Nu stand die Lage völlig auf der Kippe. Wenn ich jetzt noch etwas retten wollte, mußte ich höllisch schnell sein.

Ich sprang vor.

Mein Sprung fiel synchron in den Befehl des Meisters hinein. »Tötet ihn!«

Diesmal waren die beiden bemalten Kerle gemeint. Trotz der drohend auf sie gerichteten Waffe griffen sie mich an.

Ich tauchte zur Seite weg und steckte die Beretta ein. Dabei gelang mir ein Blick zurück.

Schattenhaft sah ich die gräßlichen Gestalten über den Friedhof wanken. Sie sahen schaurig aus. Einige von ihnen waren in fleckige Leichentücher gewickelt, andere waren völlig nackt. Durch ihre halb verwesten Körper schimmerten bleich die Knochen.

Zwei Zombies hielten Juan gepackt. Er wehrte sich verzweifelt, doch seine Schreie erstickten.

Ich sah nur noch, wie er unter den gräßlichen Leibern zusammenbrach.

Eine unbeschreibliche Wut erfüllte mich. Bevor die Kerle ihre Schwerter ziehen konnten, fuhr ich wie ein Irrwisch zwischen sie.

Mit beiden Fäusten hieb ich zu.

Meine Schläge schleuderten sie zur Seite. Ich wollte an Caligro heran, der zurückgewichen war, den Arm ausgestreckt hatte und Befehle schrie.

Auch die Menschen zogen sich zurück. Der Anblick der Toten hatte sie maßlos erschreckt.

Ich stürzte auf den Weißen Magier zu.

Da stellte mir einer der Krieger ein Bein.

Ich konnte mich nicht mehr fangen und fiel lang auf das Gesicht, zudem geriet ich in die Nähe des Feuers und spürte sofort die mörderische Hitze.

»Ja. Verbrennt ihn! Verbrennt diesen Hund!« keifte der Weiße Magier wie von Sinnen.

Das war natürlich nicht im Sinne des Erfinders, und ich beschloß, augenblicklich etwas dagegen zu tun.

Über mir sah ich bereits den muskulösen Körper des Kriegers und schaute in die gräßlich bemalte Fratze, als meine Fäuste hochfuhren.

Es klatschte, und das Gesicht verschwand.

Ich schnellte auf die Beine.

Noch in der Bewegung vernahm ich den peitschenden Klang einer Beretta.

Suko hatte geschossen.

Ich fuhr herum.

Der Chinese verteidigte sich gegen drei Untote. Einen hatte er erledigt, zwei weitere Monster griffen ihn von der Seite her an. Es waren Alptraumgeschöpfe, halb verwest, stinkend, aber von einem unseligen Trieb besessen.

Suko schoß auch den zweiten nieder. Im Zeitlupentempo fiel dieser zu Boden und blieb liegen.

Ob mein Partner auch den dritten schaffte, sah ich nicht mehr. Etwas hieb wuchtig gegen meine Stirn. Ich hatte einen Augenblick lang nicht aufgepaßt, schon war es geschehen.

Plötzlich zerplatzte ein Weltall vor meinen Augen. Der Boden begann zu schwanken, und wie ein Turmspringer vom Sprungbrett, so fiel ich nach vorn.

Blackout total!

***

Der Himmel war eine einzige Pracht, die man kaum beschreiben konnte, weil es gar nicht die richtigen Worte gab.

Ein glitzerndes Sternenheer funkelte und gleißte. Dazwischen lugte der volle Mond als fahle Kugel. Und das alles sah aus, als wäre es auf

eine dunkelblaue Samtleinwand projiziert worden.

Tropennacht.

So etwas inspirierte Dichter und Träumer, ließ das Blut eines Musikers schneller durch die Adern fließen und war der Traum eines jeden großstadtgeschädigten Urlaubers.

Eine hatte dafür keinen Blick.

Evita Torres.

Unendlich verlassen fühlte sie sich auf dem gewaltigen Meer. Sie befand sich nun schon die zweite Nacht auf dem Wasser, und ihre Hoffnung als auch die ihres Bruders hatten sich nicht erfüllt. Das Boot war auf keine der zahlreichen Inseln zugetrieben worden. Im Gegenteil, die Strömung drückte es weiter auf das offene Meer hinaus. Auf ein Meer, in dem zahlreiche Gefahren lauerten, das bei Sonnenschein ruhig dalag, sich jedoch von einer Stunde auf die andere in eine tobende, gefräßige Hölle verwandeln konnte.

Wenn Sturm aufkam…

Der hatte Evita zum Glück verschont. Aber es wäre ihr jetzt auch gleichgültig gewesen. Das Mädchen glaubte nicht mehr so recht an eine Rettung. Das Segel hatte sie noch nicht gesetzt, weil sie nicht wußte, wohin der Wind sie treiben würde. Außerdem war das Schlauchboot ziemlich stumpf, es fehlte einfach das schnittige Styling, um schnell voran zu kommen.

Tagsüber, wenn die Sonne gnadenlos auf die ozeanblaue Wasserfläche brannte, hatte sich Evita unter die Plane verkrochen, um wenigstens ein wenig vor den sengenden Strahlen geschützt zu sein.

Hin und wieder hatte sie sich aufgestellt. Immer dann, wenn in der Nähe ein Schiff vorbeizog.

Doch was hieß denn Schiff?

Es waren Yachten, Luxuskreuzer, und auf den hohen Brücken hatte niemand das kleine Boot bemerkt.

Evita hatte geschrien, gebetet, geweint und gebettelt. Es nutzte nichts. Niemand sah sie.

Zum Glück hatte ihr Bruder an alles gedacht. Genug Trinkwasser war vorhanden. Ebenso verhielt es sich mit dem Proviant. Dosenfleisch und Obst. Letzteres hatte Evita bereits verspeist, sie verspürte auch keinen großen Hunger.

Schlimm war die Einsamkeit, und noch schlimmer waren seit dem Morgen ihre Begleiter.

Haie.

Ja, Haie schwammen um das Boot. Mal in weiteren Kreisen, dann wiederum zogen sie engere Ringe. Wenn ihre dreieckigen Flossen aus dem Wasser schauten, war das jedesmal eine Warnung für das einsame Mädchen Sie hatte Angst vor den Tieren. Auf der Insel erzählte man sich die schlimmsten Geschichten von den Räubern der

Meere. Und Evita hatte selbst gesehen, wie ein Halbwüchsiger beim Baden von zwei Haien angegriffen worden war.

Von ihm hatte man nie wieder etwas gesehen.

Die lange Dünung trieb das Boot voran. Sanft schaukelte es auf einen Wellenberg zu und glitt danach wieder in das Tal. Sie hatte sich an den ewigen Rhythmus gewöhnt. Am Anfang war ihr schlecht geworden, jetzt ging es.

Die Zeit schien stillzustehen. Evita sah nur das wogende Meer, spürte die Einsamkeit und wurde hin und wieder mit den dreieckigen Flossen konfrontiert.

Ihr Boot bestand nicht aus Holz oder Stahl, sondern aus dickem Gummi, das den Zähnen der Haie eigentlich kaum Widerstand leisten würde.

Noch hatten sie nicht angegriffen.

Oft dachte sie an Juan, ihren Bruder. Wie es ihm wohl ergangen war? Ob er es geschafft hatte? Oder war er den Häschern in die Arme gelaufen? Jedesmal schloß Evita ihren Bruder in die Gebete mit ein.

Wenn sie in Strömungen geriet, liefen die Wellen oft quer gegen das Boot. Dann spritzte Wasser über und näßte das junge Mädchen.

Auf ihrem Gesicht und den nackten Armen hatte sich schon eine salzige Kruste gebildet.

Jedesmal wenn sie in der Ferne die Lichterkette eines Schiffes entdeckte, schreckte sie auf.

Niemand sah sie.

Einmal fuhr eine Yacht so nahe an ihr vorbei, daß sie die über das Wasser wehenden Musikfetzen hörte.

Danach umgaben sie wieder die Geräusche der See.

Am Anfang hatte sie Angst gehabt, in Kuba angetrieben zu werden. Das war ihr jetzt egal. Sie wollte nur an Land, endlich festen Boden unter den Füßen haben, denn die schäumende See ging ihr allmählich auf die Nerven.

Obwohl sie körperlich nichts tat, war sie doch erschöpft. Weit nach dem Dunkelwerden schlief sie ein. Es war ein bleierner Schlaf, geplagt von wilden, gräßlichen Träumen.

Jemand war hinter ihr her.

Evita sah sich wieder auf der Insel. Schreckliche Monster, hoch wie Häuser, verfolgten sie. Und sie rannte bis hin zum Meer, wo sie sich in die Fluten warf.

Es schäumte, schmatzte und gurgelte.

Plötzlich zuckte Evita hoch.

Nein, sie hatte nicht geträumt. Die Geräusche waren echt gewesen. Ganz in der Nähe…

Verwirrt schaute sich Evita um.

Da sah sie es.

Am Bug des Bootes wurde das Wasser aufgewirbelt, schäumte, wie von einem Quirl getrieben, hoch, warf Blasen und Wellen, die ihr Boot hin- und herschaukelten.
In ihrer grenzenlosen Angst übersah Evita das ganz in der Nähe liegende weiße Schiff.
Sie hatte nur Augen für das, was sich vor ihr abspielte.
Aus dem Wasser stieg ein Monster…

***

Suko hatte den ersten Untoten niedergeschossen und feuerte auf den zweiten.
Der fiel ebenfalls.
Einen dritten Schuß jedoch konnte der Chinese nicht mehr abgeben. Von hinten warf sich jemand gegen ihn, schleuderte ihn nach vorn auf den dritten Zombie zu, dessen Knochengesicht sich grinsend in Erwartung eines neuen Opfers verzogen hatte.
Die Arme hielt er bereits ausgestreckt, seine Hände waren zu Klauen gekrümmt.
Suko konnte sie nicht mehr zur Seite schlagen. Die kalten Totenklauen fanden seine Kehle und drückten erbarmungslos zu.
Der Chinese – ansonsten ein regelrechtes Kraftpaket – konnte den Griff nicht sprengen. Er konnte auch keine Judogriffe ansetzen oder Finger umbiegen, diese lebenden Toten verspürten keinen Schmerz.
Man konnte sie nur mit weißmagischen Waffen töten.
Der Untote war ein bärenstarker Kerl. Schwer ließ er sich auf Suko fallen und drückte ihn zu Boden.
Der Chinese kriegte keine Luft mehr. Er zog zwar seine Beine an und stemmte die Füße in den Leib der lebenden Leiche, doch den Griff konnte er auf diese Art und Weise nicht lockern. Er blieb wie ein eiserner Reif um seinen Hals.
Der Untote schüttelte ihn hin und her. Aus kürzester Distanz sah Suko in die gräßliche Fratze. Es war ein widerlicher Anblick, der jedoch durch die Schleier gemildert wurde, die sich vor die Augen des Chinesen legten.
Die Bewußtlosigkeit nahte…
Suko sammelte alle Kräfte. Es gelang ihm, seine Hand zwischen die würgenden Finger zu schieben und den Ballen gegen das Kinn des Untoten zu drücken.
Der Kopf der lebenden Leiche wurde in den Nacken gedrückt, aber der Griff lockerte sich nicht.
Sollte dies das Ende sein? Sollte Suko, dieses Kraftpaket, auf einem elenden entweihten Friedhof dieser Schreckensinsel sterben?
Alles in ihm bäumte sich gegen die Vorstellung auf.
Er wollte raus aus dieser verdammten Umklammerung, aber sein

mörderischer Gegner war zu stark für ihn.

Doch da war plötzlich ein Schatten.

Suko nahm ihn wahr, noch bevor die Schleier der Bewußtlosigkeit ihn erfaßten. Jemand tastete an seinem Gürtel herum, suchte und fand auch.

Ein Klatschen erklang.

Plötzlich war der Druck verschwunden.

Wieder klatschte es.

Suko saugte die Luft in die Lungen. Schwerfällig richtete er sich auf und sah eine kleine Gestalt, die mit einer großen Peitsche zuschlug.

Es war Myxin.

Er hatte sich das wiedergeholt, was ihm einmal von Suko und mir genommen worden war.

Die Dämonenpeitsche.

Und er räumte auf.

Die drei Riemen zerstörten den Körper des Zombies, schnitten in seine Haut, und giftgrüne Schwefelwolken dampften in den Himmel.

Suko fiel zur Seite. Er hatte Glück und fand unter seinem Arm die Beretta.

Hastig nahm der Chinese sie an sich.

»Kannst du aufstehen?« hörte er Myxins Stimme.

Suko wollte eine Antwort geben, doch kein Laut drang aus seiner Kehle. Er war noch zu mitgenommen.

Myxin reichte ihm die Hand.

Suko erfaßte sie und ließ sich hochziehen. Er grinste verzerrt, schaute sich um, sah jedoch keine Zombies mehr. Entweder waren die verschwunden oder vernichtet.

An die letzte Möglichkeit mochte Suko nicht glauben.

Taumelnd ging er ein paar Schritte, räusperte sich und nickte.

»Schätze, jetzt geht es«, krächzte er.

»Dann komm mit.«

»Und wohin?«

Myxin schaute sich um. »Auf jeden Fall müssen wir hier weg. Dieser Weiße Magier hat seine Untoten um sich versammelt. Ich schätze, er wird uns suchen lassen.«

»Und John?«

Da senkte Myxin den Blick.

»Verdammt, wo ist er?«

»Ich weiß es nicht. Sie müssen ihn wohl überwältigt haben. Ich konnte ihm nicht zu Hilfe eilen. Die Zombies stürmten auf mich zu, und ich hatte Mühe, mich zu dir durchzuschlagen.«

»Sorry«, sagte Suko.

»Schon gut.«

»Hast du einen Plan?« fragte der Chinese.

»Auf jeden Fall müssen wir John so rasch wie möglich befreien. Wenn er in die Hände der Zombies gerät, ist es aus.«

Der Meinung war Suko auch. »Wo kann er nur stecken? Die Insel ist nicht groß…«

»Es gibt eigentlich nur eine Möglichkeit«, murmelte Myxin.

»In Caligros Haus!«

»Genau.«

»Dann nichts wie hin!«

Myxin warnte. »Denk daran, daß der Weiße Magier damit rechnet. Er wird Wachen aufgestellt haben.«

»Ja, das stimmt.«

»Wir werden uns das Haus erst einmal ansehen. Aus der Distanz, meine ich.«

»Kannst du denn nicht deine Magie einsetzen?« fragte der Chinese.

Da lachte Myxin bitter auf. »Ich bin ein schwaches Wesen, das es nicht einmal verdient, zu leben. Mit meiner Magie ist es nicht mehr so weit her.«

»Du mußt das nicht so pessimistisch sehen.«

»Früher wären die Zombies keine Gegner für mich gewesen«, sagte Myxin.

»Da siehst du, wie es uns geht. Auch wir müssen improvisieren. Wie jetzt. Welchen Weg nehmen wir?«

Myxin schaute sich ebenso um wie der Chinese. Am besten war es, wenn sie irgendwann auf die Straße trafen, die sie zum Haus des Weißen Magiers brachte.

Das Feuer brannte langsam herunter. Krachend fielen die bröselig gewordenen Holzstäbe ineinander. Funken stoben auf. Die Hitze strahlte noch immer ab.

Suko und Myxin sprangen über die Friedhofsmauer und standen auf einem Ort des Schreckens.

Der Totenacker sah wirklich grauenhaft aus. Es gab überhaupt keine Gräber mehr. Wo die Toten aus der Erde gekrochen waren, sahen die beiden ungleichen Männer nur Löcher. Viele Grabsteine waren umgekippt und zum Teil in die Erde gerutscht.

Es sah aus wie nach einem Bombenangriff.

Suko versuchte, anhand der Gräber zu zählen, mit wie vielen Zombies sie es zu tun gehabt hatten, doch es war unmöglich, sie zu zählen. Es gab keine Zwischenräume mehr, die einzelnen Gräber gingen ineinander über.

Myxin war vor den beiden Holzpfählen stehengeblieben. Dort hingen noch immer die Puppen. Die Haare bestanden aus künstlichem Flitter, auch die Gesichter waren nachmodelliert, die »Körper« waren in Lumpen gehüllt worden.

Suko schritt quer über den Friedhof. Er sorgte sich um Juan, den

Insulaner. Bisher hatte er noch nichts von ihm gesehen, und da der Schein des Feuers nicht mehr so weit reichte, holte Suko die Taschenlampe hervor und leuchtete.

Plötzlich blieb er stehen.

Der Lampenstrahl war auf einen Arm gefallen, dessen Hand sich wie im Krampf zur Faust geballt hatte.

Juan?

Suko ließ den Strahl an der Gestalt hochwandern und er hatte die schreckliche Gewißheit.

Es war Juan, der vor ihm lag.

Und er war tot.

Die Zombies hatten ihn umgebracht. Auf eine Art und Weise, wie man sie nicht beschreiben kann.

Suko spürte ein Würgen im Hals. Hart preßte er die Zähne aufeinander, daß sie knirschten.

»Junge«, flüsterte er, »das, Junge, hast du nicht verdient. Wir werden sie holen. Jeden Zombie schicken wir einzeln zur Hölle, das schwöre ich dir.«

Der Chinese spürte eine Hand auf seiner Schulter. Myxin war hinter ihn getreten.

»Ich habe es geahnt«, sagte der kleine Magier mit leiser Stimme.

»Wir hätten besser achtgeben sollen.«

Suko hob nur die Schultern. Dann drehte er sich hastig um und schritt davon.

Myxin folgte ihm langsam…

***

Es gab sie, die absolute Finsternis! Tief im Wasser, wo kein Sonnenstrahl hindrang, konnte man sich schon fürchten. Da hatte man das Gefühl, in einem riesigen Tintenfaß zu stecken.

»Licht, bitte!«

Bill Conolly drehte den Schalter. Am Bug des Zwei-Mann-U-Bootes flammte ein starker Scheinwerfer auf und erhellte wenigstens die unmittelbare Umgebung des Bootes.

Die Dunkelheit wurde aufgerissen, zahlreiche Fische schwammen erschreckt davon, und eine bunte Unterwasserwelt präsentierte sich den beiden Männern.

»Okay.« Dr. Dorland lächelte.

Bill lehnte sich zurück. Gern hätte er jetzt eine Zigarette geraucht, doch die Erfüllung des Wunsches mußte er sich für später aufheben.

Bill dachte daran, wie alles begonnen hatte.

Sie waren glücklich in Nassau/Bahamas gelandet und hatten dort die schon reservierte Yacht gechartert.

Sie, das waren die Dorlands und die Conollys. Das andere Ehepaar

hatte kurzfristig absagen müssen, weil die Mutter des Mannes im Sterben lag. So waren sie zu viert gefahren.

Der Kapitän hieß Romero Adams und war ein patenter Kerl, der die Gewässer ausgezeichnet kannte. Auch die übrigen Mitglieder der Besatzung sahen vertrauenswürdig aus. Vor allen Dingen verstanden sie etwas von ihrem Job.

Das war ja keine Vergnügungsreise, wenn auch Sheila und der kleine Johnny sie als solche empfinden sollten. Nein, Bill und Dr. Dennis Dorland waren mit ganz bestimmten Vorstellungen in die Karibik gefahren. Sie wollten nicht nur den Meeresgrund absuchen, sondern auch nach gesunkenen Schiffen forschen.

Das berühmte Bermuda-Dreieck ließ dem Reporter einfach keine Ruhe. Zuviel hatte er darüber gelesen, als daß er hätte ruhig schlafen können. Er wollte selbst herausfinden, ob es irgendwelche Kräfte gab, die für das Verschwinden zahlreicher Schiffe und Flugzeuge verantwortlich waren.

Deshalb ging es in die Tiefe. Die Männer wollten die Untersuchungen am Meeresgrund durchführen.

Dr. Dorland war ein Experte. Als Ozeanologe hatte er einen Namen von Weltruf.

Bisher hatte er dem Bermuda-Dreieck skeptisch gegenübergestanden, doch nach langem Zögern hatte er Bills Wünschen nachgegeben und war mitgefahren.

Außerdem mochten sich Ellen Dorland und Sheila sehr gut leiden.

Bill Conolly hatte mit dem guten Dorland schon auf der Schulbank zusammengehockt. Später jedoch hatten sie sich aus den Augen verloren, weil Dennis einem »normalen« Beruf nachging und Bill mehr der Abenteurer war, der alles erforschen wolle. Doch für den Trip in die Bermudas war Dr. Dorland genau der richtige Partner.

Er hockte hinter Bill, schaute über dessen Schulter und gleichzeitig auf die vor ihm liegende Karte.

Es war eine Spezialkarte aus dem Ozeanographischen Institut von New York. Der Meeresboden – zum größten Teil in diesem Gebiet erforscht – war auf dieser Karte topographisch gut erfaßt worden.

Und man mußte schon ein Experte wie Dr. Dorland sein, um aus all den Linien und Strichen etwas zu erkennen.

Es war ruhig im Innern des Bootes. Ein E-Motor trieb es fast lautlos an. Ein Gebläse sorgte dafür, daß die Scheiben von innen nicht beschlugen.

»Fahr diesen Kurs weiter«, sagte Dr. Dorland.

Bill nickte.

Sie schwebten etwa drei Yards über dem Meeresgrund. Bill hatte den Scheinwerfer gedreht, so daß dessen Licht über den Grund geisterte. Er sah aus wie ein zerklüftetes Plateau mit seinen zahlreichen Spalten,

Rissen und kleinen Erhebungen.

»Hier haben oft Seebeben stattgefunden«, erklärte Dennis Dorland. »Deshalb sieht der Grund so unwirklich aus.«

»Auch heute noch?«

»Die Erde hat sich etwas beruhigt. Seebeben sind seltener geworden, treten aber immer noch auf.«

»Dann steht uns ja was bevor.«

Dennis lachte. Er sah dabei aus wie ein großer Junge mit seinen strohblonden Haaren, die nie zu bändigen waren. Seine Augen waren grünblau, und der Mund zeigte immer ein Lächeln. Wahrscheinlich war eine Gesichtsfalte schief gewachsen.

Es war die zweite Expedition der beiden Männer. Die erste hatten sie tagsüber unternommen, als die Sonnenstrahlen das Wasser noch dicht unter der Oberfläche aufhellten.

Sheila war erst sauer gewesen. Denn Bill hatte ihr von seinem Vorhaben nichts gesagt. Doch Ellen Dorland kümmerte sich so sehr um Sheila, daß Bills Frau ihren Mann wirken ließ.

Und der Reporter war happy. Er hatte schon einen Vertrag mit einem weltbekannten Magazin abgeschlossen, das seinen Bericht exklusiv abdrucken wollte. Das Bermuda-Dreieck interessierte noch immer zahlreiche Leser.

Eine Viertelstunde verging.

Sie schwebten weiterhin auf gleichem Kurs. Bills Gedanken schweiften ab. Wenn er daran dachte, wie viele Tonnen Wasserdruck auf dem kleinen U-Boot lasteten, konnte es einem schon mulmig werden. Das Material jedoch war gut und hielt auch diesem Gewicht stand.

»Wir werden bald einen Wechsel der Unterwasserlandschaft erleben«, meldete sich Dr. Dorland. »Es wird ein wenig gebirgiger. Geh höher, Bill!«

»Aye, aye, Sir«, grinste der Reporter. Ihm gefiel dieser Ausflug in die Tiefe. Das war ein Urlaub, wie er ihn sich vorstellte. Nicht faul am Strand herumliegen, sondern voller Action.

Langsam stieg das Boot.

Obwohl der Unterwasserscheinwerfer ziemlich stark war, verlor sich sein Strahl jedoch in der trüben Brühe. Unzählige Mikro-Organismen durchschwammen die tiefe See. Dazwischen wirbelten bunte Fische. Ein Kugelfisch tauchte plötzlich vor der Scheibe auf, glotzte und verschwand wieder.

Dann geriet das Boot in eine Unterwasserströmung. Es wurde herumgedriftet, und Bill hatte ein wenig Mühe, es wieder auf den ursprünglichen Kurs zu bringen.

Auf einmal zuckte ein grauer Schatten zur Seite.

Ein Hai.

Dicht schwamm er an dem Boot vorbei. Die Männer konnten die tückischen Augen sehen.

»Mit dem möchte ich nicht gerade in den Clinch«, murmelte Bill.

»Das war ein Blauhai, ein ziemlich gefährlicher Bursche«, kommentierte Dr. Dorland. »Gib jetzt acht. Nach meiner Karte müßten wir bereits das Unterwassergebirge erreicht haben.«

Die Karte stimmte.

Wie aus dem Nichts erschien eine graue Wand vor ihnen. Als sie mit gedrosselter Geschwindigkeit näher heranglitten, sahen sie, daß die Wand gar nicht so grau war.

Farbige Korallen hatten sich, wie mit tausend Händen versehen, daran festgeklammert. Daß sie so farbig waren, ließ darauf schließen, daß sich die beiden Männer mehr der Oberfläche näherten.

Bill nahm einen neuen Kurs. Parallel der Felswand glitten sie dahin. Dieser Unterwasserberg wies große Spalten und Risse auf, er war zerklüftet, sogar die Eingänge finsterer Höhlen konnte Bill erkennen.

»Wir sind in einem Gebiet, wo zahlreiche Schiffe auf Grund liefen«, erklärte Dr. Dorland.

Bill betätigte den Drehmechanismus des Scheinwerfers. Der scharfe Strahl wanderte hin und her, leuchtete in Höhlen und Spalten und erschreckte die Fische.

Und dann sahen sie das Schiff.

Es klebte förmlich an der Wand, war mit dem Bug dagegengeprallt und herumgeworfen worden.

»Langsamer!« flüsterte der Wissenschaftler.

Bill Conolly drosselte die Geschwindigkeit. Fast auf der Stelle blieben sie stehen.

Die Schraube am Heck drehte sich und glich die Unterwasserströmung aus.

»Kannst du näher ran?« fragte Dennis Dorland.

Bill nickte. Der Reporter schwitzte. Das wurde nicht nur durch die Wärme im Boot verursacht, sondern dafür zeichnete sich auch die Konzentration verantwortlich.

Behutsam brachte Bill das kleine U-Boot an das gesunkene Schiff heran.

Es mußte schon länger hier liegen, denn das Deck war mit einer dicken Algen- und Muschelschicht überwuchert. Fische schwammen zwischen den Aufbauten herum und glotzten mit ihren großen Augen erstaunt in den hellen Scheinwerfer.

Bill Conolly kippte den Scheinwerfer, so daß der Strahl über Deck wandern konnte.

Da sahen sie das Grauen.

Aus irgendeinem unerfindlichen Grund hatte die Besatzung es nicht geschafft, das Schiff zu verlassen. Die Seeleute waren alle ertrunken.

Einige befanden sich noch auf dem Deck. Sie hatten sich an der Reling festgebunden, und die dicken Seile hielten auch jetzt noch. Die aufgedunsenen Leichen schaukelten in der langen Unterwasserdünung.

»Mein Gott«, flüsterte Bill und ließ den Strahl über die Leichen wandern.

Die Toten trugen noch ihre Kleidung. Sogar das Entsetzen war auf den durch Algenwuchs verfärbter Gesichter zu erkennen. Der Sturm oder Hurrikan mußte sie völlig unvorbereitet überrascht haben.

»Wir können damit rechnen, daß sich unter Deck noch mehr Leichen befinden«, sagte Dr. Dorland mit gepreßter Stimme.

»Ich versuche mal, näher heranzufahren«, murmelte Bill. »Vielleicht kann man den Namen des Schiffs erkennen.«

Der Reporter lenkte das U-Boot bis dicht an den zerstörten Schiffsrumpf. Doch der Leib war so stark mit Algen- und Pflanzenwuchs überwuchert, daß er wirklich keinen Namen lesen konnte.

Man sah auch keine Flagge.

»Lenk das U-Boot mal über das Deck«, sagte Dennis Dorland.

»Okay.«

Bill schaffte es tatsächlich, ihr Boot zwischen die Aufbauten gleiten zu lassen.

Nahe der Brücke entdeckten sie eine Luke. Der große, viereckige Deckel war von der Wucht der Kollision hochgeklappt worden. Bill drehte den Scheinwerfer so, daß er in den Schiffsbauch hineinleuchten konnte.

Die Entdeckung war schrecklich.

Weitere Tote lagen im Schiffsbauch, und beide Männer erkannten, daß einige von ihnen gefesselt waren.

»Verstehst du das?« fragte Dr. Dorland.

»O ja.« Bill nickte heftig. »Ich weiß jetzt, was wir hier für einen Kahn vor uns haben. Das ist ein Schmugglerschiff. Menschenschmuggel. Du kennst das doch. Es gibt Banden, die damit Geld verdienen, Menschen aus Lateinamerika in die USA zu schaffen. Viele erreichen die Staaten nicht, denn wenn Polizeiboote eine Razzia durchführen, dann öffnen die Gangster kurzerhand die Luken.«

»Das ist ja schrecklich.« Der Wissenschaftler schluckte. »Ob das hier auch der Fall war?«

»Nein, dieses Schiff ist gesunken.«

»Mit dem Bermuda-Dreieck hat das nichts zu tun«, meinte Dr. Dorland.

Bill schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht.«

»Und dabei wolltest du das Rätsel des Dreiecks lösen«, bemerkte Dennis Dorland nicht ohne Spott.

»Das habe ich nie behauptet. Ich wollte mir die Sache nur einmal

anschauen. So vermessen, zu glauben, das Rätsel lösen zu können, bin ich nicht.«

»War ja nur ein Gedanke.« Dr. Dorland beugte sich zur Seite so gut es ging. »Es ist schon seltsam zu wissen, was hier tief im Meer herumschwimmt.«

Bill nickte. Er warf einen Blick auf die Instrumente. »Schätze, wir müssen auftauchen.«

»Okay, der zweite Ausflug hat sich gelohnt.«

»Das hat er in der Tat.« Vorsichtig lenkte der Reporter das U-Boot weg von der Felswand in freies Gewässer hinein. Die Schraube wühlte das Wasser auf. Im schrägen Winkel glitten sie der Oberfläche entgegen.

Es wurde ein wenig heller. Sie schalteten den Scheinwerfer aus und tauchten Sekunden später auf.

Die Schraube durchwühlte das Wasser. Es schäumte und spritzte.

Bill öffnete die kleine Ausstiegsluke.

Frische Luft drang in das Boot. Und mit der Luft ein gellender Schrei!

***

Der Reporter zuckte zusammen. Im ersten Augenblick glaubte er, jemand von Bord der »Seabird« habe geschrien. Das war nicht der Fall. Der Schrei klang in ihrer Nähe auf, und Bill erkannte ein Mädchen, das in einem Schlauchboot kniete und wild den Kopf schüttelte.

»Mann, wer ist das denn?« fragte Dr. Dorland.

»Das werden wir gleich haben«, erwiderte der Reporter und lenkte sein U-Boot dicht an die Backbordseite des Schlauchbootes. Wellen rollten heran, überspülten das kleine Boot und näßten die beiden Männer durch.

Als Evita Torres die beiden Männer erkannte, beruhigte sie sich.

Es war also doch kein Monster, das aus der Tiefe des Meeres an die Oberfläche stieg, um sich dort Opfer zu holen.

Bill deutete auf die abseits dümpelnde Yacht. »Wir nehmen Sie mit an Bord, Señorita«, sprach er sie auf spanisch an.

»Danke, Señor.«

Bill gab die Kommandos. Dr. Dorland stieg um in das Schlauchboot, was gar nicht so einfach war, denn fast wäre er abgerutscht.

Bill schoß eine grüne Signalrakete ab.

Die Patrone stieg in den Himmel, zerplatzte dort, und ein grüner Funkenregen rieselte dem Wasser entgegen.

Auf der »Seabird« hatte man verstanden. Starke Bordscheinwerfer leuchteten die Wasseroberfläche ab und erfaßten die beiden Boote.

Die Lichtkegel ließen das Schlauchboot nicht mehr los.

Dennis Dorland und Evita ruderten bereits los.

Bill ließ den Motor an. In langsamer Fahrt und über Wasser steuerte

er auf die Yacht zu.

Am Heck der »Seabird« war ein Hebekran befestigt, der das U-Boot in die Höhe hievte.

Die Besatzung stand bereits erwartungsvoll an der Reling. Bill befestigte die starken Eisenhaken in den dafür vorgesehenen Öffnungen an der Außenseite des U-Boots und ließ sich hochfieren.

An Bord atmete er erst einmal auf.

Auch Kapitän Romero Adams war zur Stelle. »Wer ist das Mädchen?« fragte er.

Bill hob die Schultern. »Wahrscheinlich eine Schiffbrüchige.«

»Nein, dann wäre sie nicht mit solch einem Boot unterwegs.«

Bill wagte nicht zu widersprechen. Der Kapitän hatte mehr Ahnung als er. Aber eine Zigarette zündete er sich an. Bill blies den blaugrauen Rauch in die laue Sommernacht und schaute dem Boot entgegen, das mit Hilfe der langen Dünung immer näher an die »Seabird« herangetragen wurde.

Drei Leute der Besatzung standen an der Reling und hielten Taue bereit. Geschickt warfen sie die Leinen dem herannahenden Boot entgegen. Dr. Dorland fing sie auf.

Der Rest war ein Kinderspiel. Über eine außenbords befestigte Leiter kletterte zuerst das Mädchen an Bord, wo es von dem Kapitän und Bill Conolly bereits erwartet wurde.

»Danke«, flüsterte Evita, »danke, daß Sie mich aufgefischt haben.«

»War doch selbstverständlich«, lächelte Bill. »Jetzt sagen Sie mir aber erst einmal, wer Sie sind und woher Sie kommen.«

»Ich heiße Evita Torres und komme von Caligro Island.«

»Diese verdammte Insel?« fragte der Kapitän.

»Ja, sie ist wirklich verdammt.«

Bill Conolly horchte auf. Und auch Dr. Dorland, der inzwischen an Bord geklettert war, spitzte die Ohren.

Mit leiser, stockender Stimme berichtete Evita, was ihr widerfahren war. So hörte Bill Conolly von den Schrumpfköpfen und von einem Mann, den man nur den Weißen Magier nannte.

»Mensch, wenn jetzt John hier wäre«, murmelte er.

»Sagten Sie etwas?« fragte der Kapitän.

»Nein, nein, schon gut. Ich habe nur ein wenig zu laut gedacht.«

Er wandte sich wieder an das Mädchen. »Wir werden Sie erst einmal unter Deck bringen, meine Frau kann sich um Sie kümmern.«

»Danke sehr.«

Bevor sie jedoch gingen, hatte Bill noch eine Frage an Romero Adams. »Wissen Sie vielleicht mehr über diesen Weißen Magier?«

»Nein.« Adams hob die Schultern. »Er ist der Eigentümer der Insel. Caligro hat sie gekauft und dem Eiland seinen Namen gegeben. Das ist alles. Es sei denn, Sie rechnen die Haie hinzu, die immer sehr nahe um

die Insel herumschwimmen.«

»Gibt es einen Grund?«

»O ja, den gibt es«, mischte sich Evita ein. »Wer Caligro unbequem geworden ist, den läßt er den Haien zum Fraß vorwerfen. Und sie sind oft satt.«

»Das sind schwere Anschuldigungen, die Sie da erheben«, sagte der Kapitän warnend.

Die dunkelhaarige Evita fuhr herum. »Die ich auch eines Tages beweisen werde.«

Bill hörte dem Gespräch zu, rieb sein Kinn und war mit den Gedanken woanders.

Dennis Dorland stieß den Reporter in die Seite. »Ich weiß, was du denkst.«

»Genau, Dennis. Ich überlege, ob wir den Kurs ändern und Caligro Island anlaufen sollen. Was ist denn deine Meinung?«

»Ich mache alles mit, frage mich jedoch, ob die Frauen damit einverstanden sind?«

»Das ist das Problem.«

Zwei Minuten später hatte der Reporter zwar auch noch keine Lösung, aber sein Schützling befand sich unter Deck. Sie schritten den breiten, mit Teppich ausgelegten Kabinengang entlang und blieben vor der vorletzten Tür stehen.

Sheila öffnete, bevor sie anklopfen konnten. Ihre Augen wurden groß, als sie Evita sah.

»Wen bringst du denn da, Bill?«

Evita lächelte scheu, und Bill erwiderte: »Laß uns erst einmal reinkommen.« Er hatte über Sheilas Schulter hihweggeschaut und gesehen, daß sich auch Ellen Dorland in der Kabine befand.

Ellen Dorland war etwas älter als Sheila. Sie hatte braunes, kurzgeschnittenes Haar, ein apartes Gesicht mit hochstehenden Wangenknochen und einen etwas dunkleren Teint. Wie auch Sheila war sie lässig bekleidet.

Beide Frauen trugen Hosen und T-Shirts.

Bill machte alle miteinander bekannt und berichtete in Stichworten von Evitas Erlebnis.

»Sie waren zwei Tage allein auf dem Meer?« fragte Ellen. »Mein Gott, was müssen Sie hinter sich haben. Ich wäre vor Angst fast gestorben.«

»Ja, die Angst war schlimm«, sagte das Mädchen leise. »Aber ich habe es überstanden.«

Sheila Conolly hatte praktisch gedacht und Kaffee bestellt. Der Steward brachte eine große Kanne und mehrere Tassen.

Nachdem sie die ersten Schlucke getrunken hatten, berichtete Evita.

Sheila zog die Augenbrauen zusammen, als sie die Geschichte von der Schreckensinsel hörte. Sie warf Bill einen scharfen Blick zu, der

Reporter grinste verlegen.
Danach fragte Sheila: »Willst du den Kurs ändern?«
»Eigentlich ja.«
Energisch schüttelte seine Gattin den Kopf. »Wenn wir allein wären, Bill, okay. Doch vergiß nicht, daß wir den Kleinen mithaben. Das kann ich einfach nicht verantworten, wenn wir in irgendeine Sache hineinschlittern, die lebensgefährlich für uns werden kann. Tut mir leid, Bill.«
»Klar.«
Sehr überzeugend klang das nicht. »Ich kann dich ja verstehen.«
Sheila legte Bill ihre Hand auf die Schulter. »Wie wäre es denn, wenn wir John von dieser Sache informieren?«
»Die Idee ist gut.«
»Okay, dann laufen wir morgen den nächsten Hafen an und geben ein Telegramm auf.«
Bill Conolly lächelte. »Du hast doch immer die besten Ideen.«
»Wer ist dieser John?« wollte Evita wissen.
»Ein Freund«, wich Bill aus.
»Geisterjäger«, meinte Dr. Dorland. Er grinste dabei, denn er als Wissenschaftler hatte für all diese Dinge nichts übrig.
»Spotte nicht«, warnte Bill. »Ich könnte dir Sachen erzählen, da würden dir die Haare zu Berge stehen.«
»Klar, trotzdem bin ich müde.« Er warf Ellen einen fragenden Blick zu. »Kommst du mit?«
»Natürlich.«
Die beiden verabschiedeten sich. Zurück blieben Sheila, Evita und Bill. »Für Sie ist natürlich auch noch eine Kabine frei«, sagte der Reporter. »Ich rede mit dem Kapitän.«
»Danke sehr.«
Zehn Minuten später war alles geregelt. Evita erhielt die Kabine neben den Conollys. Das Ehepaar Dorland schlief gegenüber.
Als Bill zurückkehrte, schloß er die Tür und lehnte sich gegen das Holz. »Was sagst du dazu?«
Sheila hob die Schultern. »Gar nichts. Ich weiß nur, daß wir Unglücksraben sind.«
»Wieso?«
»Wir können nur selten einen ruhigen Urlaub verbringen. Irgend etwas kommt immer dazwischen.«
»Was regst du dich auf? Es ist alles geklärt. Du hast recht gehabt, und ich rufe morgen früh John Sinclair an. Soll er sich um diesen Weißen Magier kümmern.«
Sheila lächelte und kniff ein Auge zu. »Du könntest ihn vielleicht dabei unterstützen.«
»Ist das dein Ernst?«

»Ja. Allerdings möchte ich, daß Johnny in Sicherheit ist. Und ich will auch nichts damit zu tun haben.«

Bill nahm seine Frau in die Arme, trug sie hoch und warf sie voller Übermut aufs Bett. »Du bist für mich die beste Frau der Welt, Sheila!« rief der Reporter und erstickte die Antwort seiner Frau mit einem langen Kuß.

Niemand der beiden ahnte jedoch, daß sich das Grauen bereits auf dem Weg zu ihnen befand…

***

Noch jetzt spürte ich die Schmerzen!

Kaum war ich wieder bei Bewußtsein, da hatten mich die vier Krieger eine steile Treppe hinuntergeworfen, waren mir gefolgt, hatten mich wieder gepackt und in ein Verlies gesteckt.

Was heißt Verlies.

Das war die reinste Folterkammer, obwohl kein einziges Instrument dieser Art herumstand.

Die Kammer war so niedrig, daß ich mich nur hinknien konnte.

Nicht hinsetzen, geschweige denn stehen.

Eben nur knien.

Und das war die reinste Folter. Zudem hatte ich das Gefühl meine rechte Schädelhälfte wäre um das Doppelte angewachsen. Als ich nachfühlte, ertastete ich eine Beule.

Meine Zunge lag wie ein aufgerollter Lappen im Mund, weil mich der Durst quälte. Wie lange wollten sie mich hier festhalten? Sollte ich sterben?

Daran wollte ich allerdings nicht so recht glauben, denn das hätten sie einfacher haben können.

Wie man es auch drehte und wendete, ich mußte mich erst einmal mit meinem Schicksal abfinden – und mit den zahlreichen Käfern und Insekten, die über meinen Körper krabbelten.

Der Boden war feucht. Zudem stank er. An diesem Geruch erkannte ich, daß schon öfter Gefangene in diesem Verlies gelegen hatten.

Ich drehte meinen Arm und blickte auf die Uhr. Sie hatte den Kampf gut überstanden.

Eine Stunde nach Mitternacht! Also war ich nicht sehr lange bewußtlos gewesen.

Und die Zeit dehnte sich. Durch meine Lage erschien mir jede Minute doppelt so lang.

Bis ich Schritte hörte.

Vergessen waren die Schmerzen und auch die unbequeme Lage.

Ich horchte auf.

Vor meinem Gefängnis verstummten die Schritte. Dann wurde eine Klappe hochgezogen.

Schwacher Lichtschein traf mein Gesicht. Da ich lange in absoluter Dunkelheit gelegen hatte, blendete er mich.

Ich hörte die Stimmen der vier Krieger. Die Männer redeten in einer mir unbekannten Sprache miteinander.

Zwei von ihnen bückten sich. Sie streckten ihre kräftigen Fäuste in mein schmales Gefängnis, packten mich an den Schultern und zogen mich heraus.

Ich wurde über den Boden geschleift und erst im Gang auf die Beine gestellt.

Das Blut schoß mir in den Kopf. Meine Beule begann zu tuckern, und leichter Schwindel erfaßte mich.

Ich atmete ein paarmal tief durch, dann ging es wieder besser.

An den Oberarmen hielten die Kerle mich fest. Sie zogen mich auf die Treppe zu, die ich einmal hinuntergeworfen worden war. Inmitten meiner beiden Bewacher stieg ich nach oben.

Der Magier wartete in seinem Arbeitszimmer.

Die vier Kerle stießen mich in den Raum und stellten sich an der Tür als Wächter auf.

Caligro und ich fixierten uns. Sekundenlang sprach niemand ein Wort. Ich schaute an dem Magier vorbei. Die Wände des Zimmers waren mit Holz verkleidet. Kerzen rahmten das Sitzkissen ein, auf dem Caligro hockte.

Der Lichtschein reichte aus, um den Raum einigermaßen zu erhellen. Die Ecken jedoch blieben im Dunkeln.

Es gab auch Fenster.

Hinter den Scheiben sah ich schattenhafte Gestalten. Sie kratzten gegen das Glas und stießen oft jaulende Laute aus.

»Die Zombies«, erklärte mir Caligro, der meinen Blick bemerkt hatte. »Sie warten auf Opfer.«

Ich nickte nur.

Längst hatte ich festgestellt, daß meine Waffen fehlten. Der Weiße Magier oder dessen Diener hatten mir alles genommen. Sogar mein Kreuz. Ich sah auch, wo es lag.

Eine Kante schaute unter der rechten Schuhsohle des Magiers hervor. Caligro trat darauf. Er wollte mir damit beweisen, wie wenig wert das geweihte Kruzifix war.

Ich preßte hart die Lippen zusammen.

Es war schlimm, dies mit ansehen zu müssen, und mir wurde endgültig klar, daß Caligro kein Dämon war, sondern ein Mensch.

Ein Dämon hätte das Kreuz nicht einmal in seiner Nähe geduldet.

Damit sanken meine Chancen auf ein Minimum.

»Hast du keine Fragen?« sprach er mich an.

Ich nickte. »O doch, aber ich warte, bis du redest.«

»Höflich, nicht wahr?«

Ich hob die Schultern.

»Es ist so«, begann er. »Du hast ungerufen meine Insel betreten. Du mußt wissen, daß ich hier der Herr bin, und ich erlaube nur Gäste, die ich gerufen habe. Andere werden von mir vernichtet. Was hast du hier gewollt?«

»Es war ein Zufall!«

Der Weiße Magier lachte meckernd. »Ich habe mir deine Waffe angesehen, du bist fast ein Magier. Aber nur fast, und du wirst mich in meinen Plänen nicht stören.«

»Was willst du?«

»Ich will der Herr über die Zombies werden. Der größte Voodoo-Zauberer, der jemals gelebt hat. Und ich werde es schaffen, das kannst du mir glauben. Mir gehorchen die Untoten. Jeder, der sich mir in den Weg stellt, wird vernichtet. Niemand ist bisher von der Insel entkommen. Auch diese Evita werde ich wiederfinden und zurückholen. Durch eine Beschwörung ist es mir gelungen, ihren Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Sie und alle anderen werden sich wundern, wenn die Untoten sie angreifen.«

Ich verstand nicht viel, sondern überlegte, wie ich den Weißen Magier überlisten konnte. Sollte ich ihn angreifen? Das ging schlecht, denn die vier Wärter würden mich gnadenlos umbringen.

Also abwarten.

Caligro fuhr fort: »Ich habe die Angewohnheit, von meinen Gegnern Schrumpfköpfe herzustellen. Deinen Kopf, John Sinclair, spare ich nicht aus. Wenn ich dich gleich in den Garten lasse, kannst du dich von der Existenz der Schrumpfköpfe überzeugen. Es ist wirklich ein interessantes Gebiet, denn ich habe ein Verfahren entwickelt, das die Herstellung von Schrumpfköpfen wesentlich verkürzt.« Er lachte bei den Worten, dann schnippte er mit den Fingern.

Die vier Diener erschienen.

Ich drehte mich und schaute ihnen entgegen.

Sie kreisten mich ein. Dabei senkte ich den Kopf und tat, als würde ich mich ergeben. Doch plötzlich wirbelte ich herum, schlug mit den Fäusten aus und traf zwei Kerle so hart, daß sie zur Seite flogen.

Ich hatte freie Bahn.

Mit Riesensätzen jagte ich auf die Tür zu, wollte sie aufreißen, doch sie war verschlossen.

Verdammt.

Diese Sekunden reichten den Kerlen.

Plötzlich waren sie über mir und schlugen mich zu Boden. Ich wehrte mich erst gar nicht, denn meine Kräfte brauchte ich noch.

Caligro war aufgesprungen, »Weg!« kreischte er. »Weg mit ihm! Schafft ihn mir aus den Augen!«

Sie rissen mich hoch.

Quer durch die Diele ließ ich mich zum Ausgang schleifen. Einer riß die Tür auf und schleuderte mich in den Garten. Ich konnte mich nicht mehr fangen und fiel zu Boden.

Hinter mir wurde die Tür zugedroschen.

Mühsam rappelte ich mich hoch.

Feuchtschwüle Luft umgab mich.

Ich schaute nach vorn und sah den dichten Wald.

Ich befand mich inmitten eines Dschungels.

Langsam ging ich vor. Meine Schritte waren zögernd, abwartend.

Ich war immer darauf gefaßt, angegriffen zu werden.

Wo steckten die Zombies?

Noch sah ich keinen, aber ich hörte sie! Das hohe Heulen und Jaulen war mir wohlbekannt.

Eine Gänsehaut rieselte über meinen Rücken. Dann sah ich den schmalen Weg.

Er führte direkt in den Dschungel hinein. Es blieb mir keine andere Möglichkeit, ich mußte den Weg nehmen, denn das Unterholz war zu dicht. Schritt für Schritt drang ich tiefer in den Dschungel und nahm dabei den Pfad, den auch Jorge gegangen war und der ihn direkt in den Tod geführt hatte…

***

Auf der »Seabird« wurde es ruhig.

Nur noch die Notbeleuchtung brannte. Auf Deck patrouillierten zwei Wächter, die allerdings ebenfalls von der Müdigkeit erfaßt wurden und einnickten.

Deshalb merkten sie nicht, was sich in Höhe der Wasserlinie abspielte.

Gestalten tauchten plötzlich auf. Schreckliche Monster, die eine unselige Beschwörung aus ihrer Leichenstarre geweckt hatte. Es waren die Leichen von dem versunkenen Schmugglerschiff, die langsam an die Oberfläche getrieben wurden und sich auf die Außenbordleiter zubewegten, um das Schiff und die ahnungslosen Passagiere in ihre Gewalt zu bringen.

Das Unheil war unterwegs, und niemand fand sich, um es aufzuhalten…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 112 »Die Drachensaat«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 103 »Asmodinas Todesengel«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 117 »Der Rattenkönig«